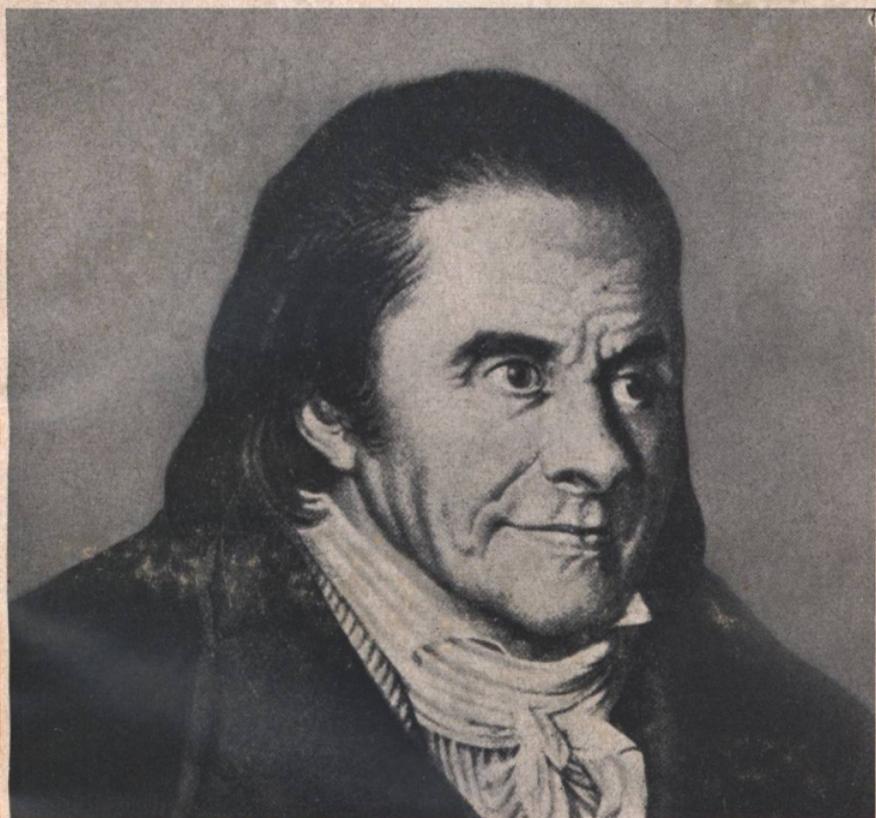


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



D. Otto Eberhard

Pestalozzi

Mensch, Christ, Bürger, Erzieher



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Pestalozzi

Die meisten Menschen wissen von diesem großen Wohltäter der Menschheit wohl nur, daß er Bücher geschrieben hat, welche die *Volkschullehrer* zu studieren haben, und daß sein Name auf Bleistiften und Schreibheften der *Kinder* steht. Vielleicht haben sie davon gehört, daß er zur Zeit Napoleons in der Schweiz gelebt hat, daß er viel Unglück in seinem Leben hatte, daß er ein unpraktischer Mensch gewesen sei, welcher von anderen ausgenutzt wurde, der aber trotzdem sein *ganzes Leben hingegeben hat, armen Kindern ein Freund und Erzieher zu werden*. Wer dieses Büchlein aus der Feder eines bekannten Schulmannes liest, wird sich wundern, welche wertvolle Bekanntschaft er mit diesem großen Schweizer macht, welcher mit Recht als ein *Vorkämpfer für wahre Volksgemeinschaft* heute mehr denn je in seinem innersten Anliegen verstanden wird. Zu unserer Verwunderung erfahren wir, daß Pestalozzi im Gegensatz zu den weltbürgerlichen Erziehern den einen großen Erzieher „*Christus*“ vorgestellt hat. Ihm selbst war dieser Christus mehr als ein Vorbild, wie aus seinem Bekenntnis am Sarge seiner Gattin klar zum Ausdruck kommt. Aus der *Bibel* holte sich Pestalozzi seine Kraft. So lernen wir den Menschen, Bürger, Christ und Erzieher kennen, der die Kinderstube als wichtigsten Ort der Erziehung bezeichnet hat.

Wen soll dieses Büchlein nun ansprechen? Vor allem die Eltern, denen in ihren Kindern so Wertvollstes anvertraut ist, dann alle, die berufsmäßig einen Auftrag am Volke haben, wie Lehrer, Schwestern und Jugendarbeiter und -arbeiterinnen. Alle die, welche einem Menschen ins Herz sehen wollen, der zu den großen Liebenden gehörte und noch heute eine Botschaft für alle hat.

Neununddreißigster Band
der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|---------|--|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| „ 2 | Pastor Dr. Wilhelm Busch |
| „ 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| „ 4 | Carl Hilty |
| „ 5 | Samuel Keller |
| „ 6 | Baronin Wurmb von Zink |
| „ 7/8 | Matthias Claudius |
| „ 9/10 | Mathilda Wrede |
| „ 11 | Heinrich Jung-Stilling |
| „ 12/13 | Paul Gerhardt |
| „ 14 | Johann Sebastian Bach |
| „ 15 | Schwester Eva von Tiele-Winckler |
| „ 16/17 | D. Otto Funcke |
| „ 18/19 | Toyohiko Kagawa |
| „ 20 | Curt von Knobelsdorff |
| „ 21 | Henriette Freiin von Seckendorff |
| „ 22/23 | Jakob Gerhard Engels |
| „ 24 | Elias Schrenk |
| „ 25/26 | Markus Hauser |
| „ 27/28 | Ludwig Richter |
| „ 29/30 | Ludwig Hofacker |
| „ 31/32 | Gräfin Waldersee, Tante Hanna,
Mutter Fischbach |
| „ 33/34 | Johann Friedrich Oberlin |
| „ 35/36 | Franziskus von Assisi |
| „ 37 | Charles Haddon Spurgeon |
| „ 38 | D. Walter Michaelis |
| „ 39 | Pestalozzi |

Die Reihe wird fortgesetzt

Johann Heinrich Pestalozzi

Mensch, Christ, Bürger, Erzieher

Von

D. Otto Eberhard



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN-BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Wegweisung	5
Mensch	7
Christ	20
Bürger	41
Erzieher	61
Am Ziel?	78
Aus der Werkstatt Pestalozzis	
Goldene Pestalozzi-Worte	81
Das häusliche Leben (Die Mutter)	81
Vaterland	81
Die Schule der Menschenbildung	82
Sinn der Arbeit	82
Gottesglaube	83
Liebe zu Gott und dem Nächsten	84
Das hohe Lied der Liebe	84

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1936

2. Auflage 1952

Printed in Germany

Druck: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg/Lahn

Pestalozzi

Mensch, Christ, Bürger, Erzieher

Zur Wegweisung

Wem unter uns wäre nicht einmal auf seinem Wege irgendwo und irgendwann die ergreifende Gestalt Pestalozzis begegnet? Aber wer kennt ihn wirklich so, wie ihn seine Zeitgenossen erlebten oder doch erleben konnten, und wie er zeitlos über sie hinausragt und, recht verstanden, über sich selbst hinausweist? Im Schattendasein eines ehrwürdigen Namens, den man oft nicht ohne einen Beisatz von Herablassung nennen hört, steht sein Bild, zusammen mit weiterführenden eindringenden Quellenstudien, als eine „beinahe sagenhafte Gestalt“, und erst Wilhelm Schäfers Meisterroman „Lebenstag eines Menschenfreundes“ hat uns aus der Einheit innerer Schau die Summe seiner Existenz nahegebracht, so daß wir ihn heute besitzen können, als hätten wir ihn noch nie gehabt.

Aber im Volke lebt Pestalozzi trotz dieses Volksbuches noch nicht als eine weiterwirkende Macht; es sieht ihn etwa so, wie ihn der Bildhauer Lanz auf dem Standbild zu Iferten darstellt: vertrauensselig schauen Knabe und Mägdlein zu ihm hinauf, während der väterliche Freund und Beschützer sich unterweisend zu ihnen niederbeugt. Oder es erzählt sich von seiner grenzenlosen Güte und dem Erbarmen mit dem Elenden, das ihn, selber arm an Geld, für einen Bettler auf der Landstraße die silbernen Schnallen von den Schuhen lösen und die Schuhe mit Strohhalmen zubinden läßt.

Alle solche Züge werden oft gedeutet im Sinne einer Kindlichkeit, die nicht fern von Schwäche ist, und doch steht dahinter ein Heros der Menschenliebe, wie

ihn das deutsche Volk in männlicher Gestalt noch nie gesehen hatte. Ihn treibt, wie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ kündet, „ein unversieglicher und allmächtiger und deutscher Trieb, die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke“. Und wenn Fichte in diesem Weckruf an die Nation weiter davon spricht, daß es deutsch sei, Gedanken in Blut und Leben zu verwandeln, so weiß er seinen Hörern als Beispiele solcher deutschen Geisteshaltung keine besseren Männer vor die Seele zu stellen als Luther und — Pestalozzi.

Darum geht es auch nicht an, wie andre wollen, Pestalozzi nur als den „Berufsheiligen der Schulmeister“ zu feiern oder als Erfinder der Anschauungsmethode abzutun: Pestalozzi war eine Macht im europäischen Geistesleben; er ist Dichter und Seher, Sozialforscher und Volkswirtschaftler, Lebensphilosoph und Kulturpädagoge, Jesusjünger und Schweizer Patriot in einem Atemzuge. Wenn wir aber in sein Inneres hineinschauen, so offenbart sich eine seltene Fülle und Ungleichheit, er ist das Prägbild der männlichen und der weiblichen Seele zugleich: Kind und Mann, der Leidende und der Triumphierende, Büsser und Bußprediger, Hammer und Amboß, Vulkan und Lava. So umfassend ist seine Lebenswelt, so hochragend sind die seinem Seherblick erschlossenen Fern- und Nahziele, so lebendig einheitlich und darum zwiespältig bewegt ist sein Menschentum. Was hat nicht alles in seiner Seele Raum und hilft die reine Menschlichkeit dieses großen Menschen gestalten! Weichheit und Zornesausbrüche bis hin zu dämonischer „Raserei“, Anpassung und „eine eiserne Beharrlichkeit“ bis hin zum Eigensinn, Ausdauer und Unrast, und „ein kühner, ungebundener Mut“!

Diesen „unbekannten“ Pestalozzi wollen wir lebendig machen, damit er aus seiner himmelstürmenden Größe und seiner kindlichen Hilflosigkeit unwiderstehlich redet zu deutschem Gemüt und Geblüt, zu den Rei-

chen und Armen, zu alt und jung, zu Mann und Frau, und sie vereinigt in dem Reinsten und Höchsten, was es innerhalb der Volksgemeinschaft und unter den Menschen gibt: in dem wunderwirkenden Willen zum Helfen, in der Bereitschaft zu Opfer und Hingabe, in dem Tatdienst des Glaubens und der Liebe.

Auf dem Grabstein Pestalozzis liest man in wuchtigen Worten neben den Daten der Geburt (12. Jänner 1746) und des Todes (17. Hornung 1827) sein Lebenswerk zusammengefaßt:

**Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
zu Stanz Vater der Waisen,
zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der neuen
Volksschule,
in Iferten Erzieher der Menschheit.
Mensch, Christ, Bürger.
Alles für andere, für sich nichts.**

Mensch

**„So sah ich noch keinen Menschen mein
Herz suchen“. (Buß über Pestalozzi.)**

Pestalozzi der Mensch — welchen Menschen Pestalozzi soll ich malen?

Seht den jungen Landwirt, wie er, um dem Landvolk „aufzuhelfen“, auf dem steinichten Birrfeld gestikulierend herumstolpert und hochgemut die oft so karge Frucht betrachtete. Die Bauern schütteln den Kopf über den „Narren“, aber sein Auge leuchtet, denn er nähert sich dem Heim, dem eben fertig gewordenen „Neuhof“, und drinnen waltet in emsigem Fleiß seine Anna, die Tochter aus wohlhabendem Züricher Kaufmannshause.

Betrachtet den an seinem unwirtschaftlichen Sinn und seinem blinden Zutrauen zu dem Geldgeber Gescheiter-

ten, wie er beglückt zwanzig Armenkinder in sein Haus aufnimmt, um hier eine Stätte zu schaffen, einen „Neuhof“, wo die Bettelarmut sich selber durch Arbeit und Lehre zur Menschlichkeit verhelfen soll.

Blickt dem auch mit seinem pädagogischen Unternehmen Gescheiterten ins Auge, das bisweilen sich trübt, weil er unter dem Volke dasitzt „wie die Eule unter den Vögeln“, das viel öfter aber in seliger Hoffnung aufblitzt, weil es „die Vollendung der Sache für Bedürfnis der Welt hält“.

Soll ich euch den Schriftsteller zeigen, der in dichterischem Schwung wie kaum ein anderer unter all den Großen unsrer klassischen Bildungszeit über das Geheimnis „Mensch“ grübelt: „Der Mensch, so wie er auf dem Thron und im Schatten des Laubdachs sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen — was ist er?“ Und dessen beseelter Phantasie dann in „Lienhard und Gertrud“ ungesucht eine Fülle anschaulicher Szenen entströmt, die seine Volksverbesserungsgedanken farbig greifbar vorgestalten?

Unversehens ist dem „Prediger des Volkes“ die erste Erntezeit gekommen (1780—87), aber dem Mann der Tat vermögen die Früchte schriftstellerischer Arbeit nicht die verlorene Praxis zu ersetzen: er lechzt förmlich nach dem Tatdienst an der Menschheit. „Ich verging fast vor Jammer, daß ich sterben sollte, ohne der Menschheit zu dienen. In mir lag das Gefühl: ich kann es, und Gott will es, daß ich es tue. Aber der im Himmel wohnt, kannte meine Stunde.“

Wir spüren den Wettersturm der französischen Revolution an Pestalozzis Heimat rütteln. Da sehen wir endlich, endlich den Waisenhausvater — er ist 52 Jahre alt geworden — seine Erziehungsaufgabe erfüllen; mitten in den Kriegsunruhen bricht die Hoch-Zeit seines Lebens an. Er wird den 50 — zuletzt 80 — verwaisten und verlassenen Kindern Dienstmagd und Kranken-

pfleger, Vater und Mutter, Lehrer und Priester, aber der Gedanke, an diesen Kindern des Elends „der Menschheit“ zu dienen, zaubert den Himmel in seine Seele. Nur vier Monate lassen die Revolutionswirren dieses unirdische Glück auf Erden wahren, aber diese kurze Spanne heldischer Wirksamkeit zu Stanz ist nach dem Urteil eines Staatsmannes „die Wiege der Wiedergeburt der Menschheit“ gewesen.

Und wieder wechseln die Bilder und die Schicksale: Aus der grämlichen Winkelschule in Burgdorf siedelt Heinrich Pestalozzi in die luftigen Schloßräume über, hier kann er nun in einer eignen Erziehungsanstalt un-ingeengt auf seinem Entdeckerwege fortschreiten. Mächtiger denn je ringt sein Geist um die Wege der naturgemäßen Erziehung, die „Methode“, und als ein anderer Kolumbus kündigt er das neuentdeckte Land der aufhorchenden Welt in seinem Erziehungsbuch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (1801).

Es folgt ein Glanzbild. Eine Anzahl Städte mühen sich, die Pestalozzische Erziehungsanstalt in ihre Mauern zu bekommen. Zwanzig Jahre lang leitet er zu Iferten am Nauenburger See die Anstalt, die die Krone des Ruhms ihm auf das Haupt setzt. Aus dem um eine Wiedergeburt ringenden Preußen kommen, von der Regierung entsandt, Lehrerzöglinge, nicht um „das Mechanische der Methode“ zu erlernen, sondern um sich „zu erwärmen an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glüht dieses Mannes der Kraft und der Liebe“. Hunderte ernster Männer gehen und kommen aus aller Welt in dem alten Burgunderschloß, um ihn und sein Werk kennenzulernen — es war die Zeit, da Napoleons eisernes Regiment Europa bedrückte und Hoffnung auf Befreiung allein noch in einer geistigen Erneuerung von unten auf und von innen heraus zu liegen schien. Hunderte von Schülern strömen der Anstalt aus Preußen, England, Dänemark, ja selbst Ameri-

ka zu. Dem Kaiser Alexander von Rußland darf er in Basel die sein Herz erfüllende Idee der Menschenbildung ans Herz legen, zum König von Preußen (Friedrich Wilhelm III.) läßt er sich, wiewohl schwerkrank und wiederholt von Ohnmachten befallen, nach Neuenburg fahren*. Iferten ist die europäische Hochschule der Volkserziehung geworden, und ihr Vorsteher ist zum zweitenmal eine europäische Berühmtheit.

Aber strahlt ihm das Glück aus den Augen? Warum ist das Gesicht von Gram und Schmerz so durchfurcht, und der Blick schaut oft träumerisch in die Ferne? Widerwärtige Streitigkeiten zwischen seinen Mitarbeitern ziehen Pestalozzi, der die Zügel der Regierung nicht in der Hand zu behalten vermag, in ihren Wirbel und schädigen den Geist der Anstalt. „Ich sollte den Abt im Kloster vorstellen und taugte in gewissen Rücksichten wahrlich mehr zum Klosteresel oder wenigstens zum Klosterschaf“, so ironisierte er einmal selber drastisch-bildlich sein Regierungs-Ungeschick. Dazu lassen von 1812 an die großen kriegerischen Ereignisse das allgemeine Interesse an der Volkserziehung erlahmen. Und drei Jahre später trifft ihn der schwere Schlag, daß die treue Gefährtin, der gute Engel seines Lebens, von ihm geht. Vor allem aber: die Anstalt, der er vorsteht, hat sich mehr und mehr von dem ursprünglichen Ziel seiner Gedanken entfernt, und Pestalozzi als der Anstaltsleiter fühlt sich damit selbst seinem besten Ich entfremdet: die Armenerziehung war sein Ideal, und ein Institut für reiche Bankierssöhne ist daraus geworden!

So kehrt er alt und einsam über Clindy nach Neuhof, an seinen ersten Wirkungsort, zurück. um — wie

* Auf die inständigen Warnungen seiner Umgebung erklärt er hartnäckig: „Und wenn auch nur ein einziges Kind in Preußen durch meinen Besuch einen besseren Unterricht erhält, so bin ich reichlich belohnt, und sollte ich darüber sterben.“

vor fünfzig Jahren — hier im Kreise armer Schweizerkinder glücklich zu sein und in ihrer Mitte sein Lebensziel zu vollenden. Es war ein letzter Sonnenstrahl, der mild und trostvoll in das trübe Greisenalter fällt. „Du hast, o Herr, die Wünsche meines Lebens in mir erhalten und das Ziel meiner Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrümmert. Du hast das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerstörung erhalten und mir in meinem hoffnungslos dahinschwindenden Alter noch eine Abendröte aufgehen lassen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt.“

Im letzten Sommer seines Lebens ging der Mann der Sehnsucht, von seinem liebsten Mitarbeiter und bösen Engel Joseph Schmid begleitet, nach Beuggen am Rhein, um die in christlichem Geist trefflich geleitete Armenkinder-Erziehungsanstalt Christian Heinrich Zellers zu besuchen. Die Kinder empfangen ihn mit Gesang und überreichten ihm einen Eichenkranz. „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz“, wehrt Pestalozzi ab und legt ihn auf das Haupt des kleinen Nathanael Zeller. Es ist, als wollte er sagen: Das ist's, das habe ich gewollt! Denn hier fand der Achtzigjährige zum guten Teil verwirklicht, was ihm als Ziel seines Erdenlebens vorgeschwebt hatte. Die Kinder sangen auf seinen Wunsch noch ein Lied; es war jener Goethesche Vers, den er in dem Buch, das einst seinen Namen in die Welt getragen hatte, in Lienhard und Gertrud, die Mutter mit ihren Kindern in stiller Abendstunde hatte singen lassen:

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest:
ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?

Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!

„Da erstickten Tränen die Stimme des Greises“, erzählt uns sein Schüler und Biograph Ramsauer.

Die Streitigkeiten seiner früheren Lehrer hatten immer unwürdigere Formen angenommen, sie quälten ihn unsäglich und verbitterten seine letzten Tage. Eine Schmähschrift aus ihrem Kreise wirft den alten gebrechlichen Mann auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen soll. Er leidet so an Leib und Seele, daß keine Tränen mehr kommen. Aber wie er früher in seinen besseren Tagen schnell abließ vom Zorn und zur Versöhnung bereit war, so findet er auch an der Schwelle der Ewigkeit die Kraft zum Verzeihen. „Ich vergebe meinen Feinden“, sagt er seinem Seelsorger und Hausfreund, „möchten auch sie den Frieden jetzt finden, wo ich zum ewigen Frieden eingehe. — Und ihr, ihr Meinigen, bleibt stille für euch und sucht euer Glück im stillen häuslichen Kreise.“

Das ist der Mensch Pestalozzi in seiner Einsamkeit und seiner Größe. Voller Tragik ist sein Leben, wie es das der Großen, zum Menschen-dienst Hingeopferten stets gewesen ist. Aber wenn wir von der wechselvollen Schicksalsseite nun vordringen in die innere Bewegtheit dieses Lebens, so finden wir eine wunderbare Harmonie seines Wesens, die in einen unirdischen Quell gefaßt ist. Was sich den Ärzten bei der Leichenöffnung ergab, daß allein von allen Organen des Körpers das Herz gesund war, das hat eine in die Tiefe weisende Bedeutung.

Wie wahr hatte doch einst Pestalozzi selbst gesprochen: „Ich bin durch mein Herz, was ich bin.“ Und der reif gewordene Pestalozzi bekennt in seinem Hauptwerk: „Ach, seit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom einzig und allein

nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah“ — hier legt er mit dem Seherblick, der ihm eigen war, die Wurzeln seines Innenlebens bloß. Je länger aber der Strom des Herzens leer dahinbrauste, ohne sein Flußbett zu finden, desto tiefer gräbt er, mitten in dem Hohngelächter der ihn wegwerfenden Menschen, unaustilgbar seine Spuren in das Wesen dieses Mannes und prägt ihn zu dem Genie der Liebe, das der Menschheit predigt und vorlebt: „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so: Bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen.“

Im Pestalozzistübchen zu Zürich sind mancherlei Bilder von ihm ausgestellt und sie zeigen bei der Vielseitigkeit, der Lebhaftigkeit und dem Stimmungswechsel seiner Natur eine ganz auffallende Verschiedenheit des Gesichts. Sein Wesensbild können wir uns deutlich machen aus dem Kompliment, das einst — es war im Sommer 1768 — der bernische Landvogt Zehender der Anna Schultheß über ihren Verlobten, den angehenden Landwirt, gemacht hatte: „Pour l'exterieur je dis ne rien, mais le coeur est excellent“.* Pestalozzis Körper war in der Tat häßlich und unscheinbar, sein Gesicht von Blatternarben entstellt, sein Auftreten, ja schon sein Gang ungleich, bald hastig, bald bedächtig; bald traumverloren, bald keck und stürmisch. Aber er besaß die Mitgift aller wahrhaft großen Geister der Geschichte: den bannenden, unausweichlichen Blick, der beglückt und festhält. Kaum daß die schwerste Verzagt-heit in dem gebrechlichen Körper, der meist nur in flacher Lage auf dem Bett geistig zu schaffen vermochte, sich ausgetobt hatte — so war schon, nach dem Zeug-

* „Was das Äußere betrifft, so will ich nichts gesagt haben; aber das Herz ist prächtig.“

nis aller, die ihn kannten, wieder Glanz und Fülle in seinem Blick, ein Etwas von dem großen stillen Leuchten und dem Firnenglanz, von dem sein Mit-Züricher Konrad Ferdinand Meyer singt.

Dieser Blick umspannt die Menschheit, anfangs wohl noch in einem reichlich dunklen Drang zu helfen, aber sein Hunger nach Wirklichkeit und der Glaube an den Menschen im Menschen führten ihn von erträumten Bildern der Menschheitsbeglückung zu planmäßiger Bildungsarbeit an dem einzelnen Menschen als dem Weg zur Umbildung der Gesellschaft. Ob er nun arme Kinder pflegt, Erziehungsanstalten gründet, sein ABC kräht, Audienzen bei Fürsten verlangt, als Abgeordneter nach Paris reist, Bücher schreibt, Wochenschriften herausgibt — sein Ziel ist immer das gleiche: „Liebes Volk, ich will dir aufhelfen!... ich gebe mich dir, ich gebe dir, was ich durch die ganze Mühseligkeit meines Lebens nur für dich zu ergründen imstande war.“

Dieser Drang, der Menschheit zu helfen, und insbesondere den Armen und Elenden ein Diener und Fürsprecher zu sein, erfüllt ihn in einem fast übermenschlichen Maße. Wir müssen in der Menschheitsgeschichte schon lange suchen, um seinesgleichen zu finden, und in dieser Herzenshingabe an die Mühseligen und Beladenen reiht er sich fast noch mehr als der Geschichte des Erziehungswesens dem Heldenkatalog der christlichen Liebe und der sozialen Wohlfahrtspflege ein. Er steht in einer Reihe mit den Heiligen des Mittelalters, einem Franz von Assisi und einer Elisabeth von Thüringen, oder aus der neueren Zeit mit August Hermann Francke und Johann Heinrich Wichern oder mit Vater Bodelschwingh und Ernst Abbe.

Er ist der „reine Tor“ mit seiner nur-gefühlsmäßigen Einstellung zu den Dingen und seiner „Unbrauchbarkeit“ im Praktischen, mit seinem kindlich arglosen Zutrauen zu den Menschen und seiner starken Beeinfluß-

barkeit durch die Ereignisse. Aber diese Torheit des Unbekümmerten gereicht ihm zum höchsten Ruhm, denn sie ist von seinem selbstlosen Herzen diktiert. Sie ist die Gabe des Genies, ein Ausfluß seines Sendungsbewußtseins und Zeugnis einer (leicht sentimental) „Gläubigkeit“ nicht nur, sondern des ihm eingeborenen Gottesglaubens. Er wußte meistens nicht, wenn er ein Werk angriff, wie er es werde durchführen können, aber ihn ergriff ein „unversiegbarer und allmächtiger Trieb“ (Fichte). Er fühlte sich dieser Aufgabe mit einer inneren Gewalt entgegengerissen, die er als Zeichen göttlicher Sendung erkennt, darum will er sie tun, und er zweifelt keinen Augenblick, daß er es tun müsse. „Ich sah immer alles, was ich wollte, für unendlich leichter an, als es war, und ahnte von allen Schwierigkeiten, die es hatte, nicht einmal den zehnten Teil. . . . Ich hatte unbedingt nichts für mich als einen eingewurzelten Vorsatz, einen mir selbst unwiderruflichen Ausspruch: Ich will's; — einen durch keine Erfahrung erschütterten Glauben: Ich kann's; — und ein namenloses, in mir lebendiges Gefühl: Ich soll's. Ich wollte, glaubte, tat — und es gelang“.

Dies Bewußtsein, Werkzeug einer höheren Macht zu sein, festigt unter all den Fehlschlägen den Glauben an das Gelingen seines Werks; schlicht und fromm schreibt er an Lavater am Ende seiner langen Leidenszeit (1800): „Es waltet ein höheres Schicksal über meinem Zweck“. Aber auch zuvor hat ihn dies Gefühl des Gebundenseins an „ein Höheres“ als die Wurzel des Glaubens an sich selbst nie ganz verlassen. Als er infolge der gewaltsamen Hemmung seines Tatendranges zwischen 1780 und 1798 die große Krise seines Lebens durchmacht, die ihn nach dem Zeugnis des Nicolovius durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis zur Erfülltheit mit apostolischem Geist führte, da weiß er zwar „seine Wahrheit an den Kot der Erde gebunden und also tief

unter dem Engelsang, zu welchem Glauben und Liebe die Menschheit erheben mag“, aber auch an diesem Tiefpunkt innerer Entwicklung, in dem Hingegebensein an die Gesetzlichkeit der „anderen Ordnung“, d. i. die Ordnung und das Recht des Irdischen gegenüber dem zu hoch gefaßten und darum für ihn unerreichbar erscheinenden Christentumsstandort, bleibt dem Ringenden und Leidenden das Bewußtsein des Geführtwerdens zu eigen, von dem er an den jungen Nicolovius schreibt: „Aber dann ahnte mir auch — meine Stimme sei wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, einem andern, der nach mir kommt, den Weg zu bereiten — es ist mir oft nicht anders als — ich wüßte selbst nicht, was ich tue und wohin ich gehe.“ Und so wandert er in jenen besten Mannesjahren, da er nach Arbeit hungerte und niemand ihn rief, seine „bodenlose Straße“, aber er wandert sie in dem Glauben, „wie wenn sie ein römisch gepflasterter Weg wäre“. Als einer derer, die von dem Bewußtsein der Verpflichtung an die Menschheit getragen werden, weiß er, wie Leiden und Enttäuschungen reif machen für die eigentliche Aufgabe; er gehört zu jener Gruppe der Auserwählten, für welche Zeiten des Tiefstandes die eigentlich fruchtbaren Zeiten sind. „Heil mir, daß ich leide“, schreibt er aus solcher Prüfungszeit an Anna, „mein Herz hat Leid vonnöten, zu der Vollkommenheit zu gelangen, zu der es mein Vater im Himmel bestimmt hat.“

Pestalozzi hat sich oft mit sich selbst beschäftigt und rücksichtslos die Hüllen seines Inneren entfernt, weil er sich ständig Rechenschaft über sein Tun gibt. Aber es blieb dem vom Gefühl Getriebenen versagt, ein sachlich zutreffendes Bild seiner selbst zu entwerfen; die Urteile über sich führen oft zu einer Selbstverurteilung, bisweilen gar Selbsterniedrigung und Selbstvernichtung, die ungerecht anmutet und uns nötigt, ihn gegen sich selbst in Schutz zu nehmen. Wie es schon als Jüng-

ling seiner Braut ein langes, aufrichtiges und übertriebenes Verzeichnis seiner Fehler und Mängel vorgelegt hatte, wie in dem einzigen Selbstbekenntnis der mittleren Jahre, jenem ergreifenden Brief an den späteren Staatsrat Nicolovius, die Selbstbezeichnungen hinsichtlich seines „Unglaubens“ und seines angeblichen „Nichtchristentums“ keine Abwendung von der Religion bedeuten, sondern dem hellsichtigen Leser gerade zu Zeugnissen der Tiefe und des Ernstes seines Christseins werden, so demütigt sich auch der Greis noch in schonungslosen Selbstanklagen vor Lehrern und Schülern der Anstalt aus hochgespanntem Wahrheitsbedürfnis gegen sich selbst und zur Warnung seiner hochstrebenden Schüler — die „Reden an sein Haus“ sind oft auf die trübsten Töne gestimmt.

In dem „Schwanengesang“ überblickt der Achtzigjährige zum letztenmal sein Wirken, hier fallen manche Schlaglichter auf sein Leben und Streben. Als ein „Weiber- und Mutterkind“ wuchs er auf an der Hand der besten Mutter, aber er ermangelte der für das Jugendleben so notwendigen Kraftbildung, da er den Vater schon im Alter von fünf Jahren verlor. Was schon in der Jugend bei dem „einseitigen Guten“ und dem „vielseitigen Fehlerhaften“ der Erziehung ihn auszeichnet, ist eine Liebe zu dem Landvolk, dessen inneren Wert und vernachlässigten Zustand er bei den häufigen Besuchen in der großväterlichen Pfarre kennengelernt hat; der Gedanke, sich fähig zu machen für die Verbesserung der ländlichen Erziehung und Erhaltung ihrer natürlichen Sitteneinfalt, regt sich schon früh und lebendig in dem Knaben. Das Kind aber ist der Vater des Mannes; dies Gesetz seines Wesens tritt in die Erscheinung bei der Berufswahl, als er sich entschließt, Geistlicher, hernach Advokat zu werden, um so ein Fürsprecher des niedrigen Volkes zu sein. Es führt ihn weiter in das Zentrum seines Schaffens, die volks-

erzieherische Tätigkeit und vergoldet noch die Leidensjahre seines Alters: „Ich wollte durch mein Leben nichts anders und heute nichts anderes als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie wenige sie mit ihm getragen haben.“

Diese Verbundenheit von Leben und Werk geht durch das ganze Leben, durch den Traum seiner Jugend, durch die Sehnsucht seiner Mannesjahre, durch die Abendröte seines Alters wie ein goldener Faden hindurch, sie ist die Grundlage für die Frucht seiner sozialen Erziehungsarbeit. Der Bub, der dem ins Weberhandwerk gezwungenen Schulkameraden das silberbeschlagene, vom Großvater ererbte Neue Testament schenkt, nur um einen Stachel in seinem Gewissen los zu werden, er ist der gleiche Pestalozzi wie der Held von Stanz, der sich bis zu blutspeiender Erschöpfung im Dienst der Waisenkinder verzehrt, und ist derselbe, der, nachdem er 25 Jahre lang auf der „Galeerenbank des Instituts“ in Iferten ausgehalten hat, als „Vater“ und Erzieher wieder in die Armenstube hinabsteigt, um „im Kreise armer dankbarer Kinder zu sterben.“

Wie Stationen eines Leidensweges laufen die Zwischenstücke seines Lebens und Schaffens vor uns ab: immer neue Ansätze, ständig neues Scheitern. Aber was ihn triumphieren läßt mitten im Unterliegen, das ist der Glaube an seine Sendung, die das Fehlschlagen des Gewollten doch irgendwie zum Segen eines Neuen werden läßt. Das ist der Glaube an die ursprüngliche göttliche Schöpfungsanlage des Menschen und die dadurch verliehene Selbstkraft, die nichts Fremdes in seine Natur hineinlegen, sondern alles aus ihm herausholen will, und die allein dem Menschen helfen kann, wenn ihm geholfen werden soll. Aber das ist nicht zuletzt die Liebe, die da am liebsten helfen und heilen will, wo das Helfen am schwersten ist; die Liebe hat

„eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“

Nicht das, was er in seinem bohrenden Wahrheitsdenken an Erkenntnissen geschaffen, sondern das, was er ist und was ihm „die ewige Vernunft“ an Gedanken und Kräften eingab (Fichte), macht den Menschen Pestalozzi so groß. Solcher Reinheit des Sinnes und solcher Gewalt des Geistes konnte niemand widerstehen, weder das einzelne Kind, das er in seinen Schoß nimmt, noch die Zeit, die ihn den Ihrigen nennt. Vor dieser Kraft des reinen Geistes, vor diesem Feuerdrang des Menschenhelfertums, vor diesem Dienemut und Liebeseifer schwindet alles dahin, was seinem Leben und Wesen an Schlacken anhaftet: die Ungeschicklichkeit, die Lächerlichkeit, das Fehlgreifen in äußeren Dingen und all das Menschlich-Allzumenschliche, dessen er sich in der tiefen Frömmigkeit seines Wesens selber schmerzlich bewußt war.

Wie die Wasser von allen Seiten dem Brunnen zuströmen, aber dann unter der Erde verschwinden, nicht um zu versickern, sondern um vereint lebendig hervorzubrechen und sich in ihrer Strömungskraft zu beleben, so ist es um das Geheimnis des Genies: Pestalozzi stirbt — ein Bankerotteur; aber als er gebrochenen Herzens in den Tod sinkt, da lebt seine Idee: das heilige Werk der Menschumpflege, und nichts vermochte ihrem siegreichen Lauf Einhalt zu tun.

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Christ

„Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth“.

Pestalozzi ist das Urbild des sozialen Menschen, aber er ist mehr als das. Die seelische Haltung dieser Lebensform prägt sich in der Hinwendung zu fremdem Leben aus, sie ist ein Trieb zur Hingabe an den Nächsten. Aber bei Pestalozzi wurzelt diese Hingabefähigkeit in jenseitigen Gründen: wenn er das Kind liebt, so liebt er über die Hilfs- und Pflegebedürftigkeit hinaus seine Seele; wenn er dem Einzelmenschen sich erschließt, so meint er und umfängt in ihm zugleich das ganze Geschlecht. Und wenn er sich in den Tagen tiefsten seelischen Drucks getröstet und beseligt weiß durch den vertrauend auf ihn gerichteten Blick eines Kindes, so ist er gewiß, daß nicht bloß Naturliebe, sondern „ein Höheres“ ihn mit dem andern verbindet.

Diese Tiefenschau und Ineinschau quillt aus dem Grundgefühl, daß alles Leben geschwisterlich verwandt ist: „Eines Knechtes Größe ist auch Menschengröße!“ Und daß dieses Lebendige aus einem Urgrund und Schöpferwillen emporsteigt, der das göttliche Ebenbild im Menschen nicht umkommen lassen will: „Nein wahrlich! Wir sind dem Ebenbild Gottes im Menschen, unseren Brüdern, mehr schuldig! Der Sohn des Elenden, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! dafür ist er nicht da! Mißbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz!“ Dieses Herz fordert das gleiche Recht auf Menschsein und Menschenwürde für den Sohn des Bettlers und den Sohn des Fürsten; sein Glaube an den Adel der menschlichen Persönlichkeit liebt auch in dem Verkommensten das Gottesbild, das im Menschen gar nicht umgebracht werden kann durch irgendwelche Umstände äußerer Art, und seine Liebe

glaubt an den göttlichen Funken der Seele bei allem, „was Menschenantlitz trägt“. „Nicht mir, sondern den Brüdern! — Nicht der eigenen Ichheit, sondern dem Geschlechte! — Dies ist der unbedingte Ausspruch der göttlichen Stimme im Innern; in deren Vernehmen und Befolgen liegt der einzige Adel der menschlichen Natur.“

Daß zu dem sozialen Einschlag dieses Menschheitserziehers eine starke religiöse Lebendigkeit hinzukommt, kann füglich nicht mehr bezweifelt werden; beide Lebensformen geben in ihrer Verschmelzung mit der Durchdringung von Hingabesittlichkeit an die Welt und Glaubensaufgeschlossenheit gegen Gott den unverwüstlichen und unerschöpflichen Boden quellenden Erziehertums ab. In Pestalozzi verkörpert sich „der religiöse Mensch“; aber war er auch ein Christ?

Pestalozzi redet vom „Menschen“ und von Menschenwürde viel mehr als von Gott und Christus, denn die „Bildungs“tendenz ist das ihn bestimmende Anliegen, und „der Mensch“ in seinem Wesen und seiner Bestimmung ist das Thema seiner Zeit, die von der Geistesrichtung des Neuhumanismus ihr Gepräge hat. So zollt er seiner Zeit den Tribut, und doch, wie anders erklingt bei ihm die Melodie von der „reinen Menschlichkeit“ als bei den Geistesfürsten seiner Zeit! Ihnen gilt das Menschheitsideal nur für einen Bruchteil der Gesellschaft, für jene Schicht der „Gebildeten“, die durch Lebenslage und Begabung aus der Masse herausgehoben ist, und: „Bildung in Kunst und Wissenschaft“ heißt hier die Losung. Der Mensch unsrer großen Klassiker ist aristokratisch gefärbt, seine Wurzeln stecken in der Antike, und je mehr dieser Mensch zum Maß aller Dinge sich macht oder gemacht wird, desto mehr wächst die Gefahr, alles über ihn Hinausweisende zu vergessen oder gar abzuleugnen.

Dieser „Ansicht der Welt“ stellt Pestalozzi, der Anstaltsleiter, in seiner Pfingstrede von 1811 sein Idealbild

wahrer Volksführung entgegen: „Ihr nicht also!“ wendet er sich an Lehrer und Schüler. „Suchet, wie Jesus Christus, in der Näherung gegen die Niederen eure Höhe... Fern sei es von euch, den Himmel zu erforschen, damit die andern sich desto besser auf der Erde orientieren können, — erforschet den Himmel, damit die andern mit euch darein kommen; erforschet ihn, damit ihr lernt, euch zu opfern, wie Jesus Christus sich geopfert hat für die Wahrheit... Werdet Priester der Wahrheit und kraftvoll gegen den unchristlichen Sinn, das Göttliche und Ewige der Menschennatur nur in glänzender Menschengestalt zu erkennen und es da, wo es nicht glänzt und auffällt, in den Banden des Körpers gefesselt zu lassen. Lernet es sehen und finden, wo es im Verborgenen liegt!... Werdet Priester der Wahrheit durch die Liebe und besieget die Anmaßung der Lieblosigkeit durch Demut. Erhebt euch auf dem Wege des Glaubens zur Liebe und Demut, zu der inneren Höhe, die zu besitzen es weder Gelehrsamkeit noch irgend eine menschliche Kunst braucht, sondern bloße Hingebung an Gottes innere heilige Leitung“.

Hier spricht ein Gewissensernst sozialer Verpflichtung, dessen Quelle nicht im Griechentum fließt, dessen Inhalt auch nicht im Idealismus aufgeht; die Pfahlwurzel dieses Menschheitsgewissens steckt in der christlichen Kultur und zieht ihren Saft aus der Lebenswelt Jesu Christi. Und auf diesem Grunde erwächst das christliche Bildungsideal mit seiner Spannweite des Menschlichen: allgemeine Menschenbildung, und mit seiner Senktiefe des Göttlichen: Bildung zu reiner Weisheit, Unschuld und Kraft, Entfaltung der Kräfte des Herzens in Glauben und Liebe.

„Die Kräfte des Herzens, Glaube und Liebe, sind für den Menschen als ein zu bildendes und zu erziehendes göttliches ewiges Wesen, was die Wurzel für das Wachs-

tum des Baumes“. „Des Menschen eigentliche Kraft liegt in seinem Glauben und in seiner Liebe.“ „Glaube und Liebe sind das A und O der naturgemäßen, folglich der elementarischen Bildung zur Menschlichkeit“, die dadurch ihren tiefsten Sinn bekommt. So lehrt es und lebt es der Meister, und wer bei der Würdigung dieses Großen etwa nur nach seiner „Methode“ fragt und nicht nach seinem Glauben und seiner Liebe, der verkennt den Mann ganz gründlich und zerstört den innersten Sinn seines Werks. Alle echte Menschenbildung geht aus Glauben und Liebe und zielt wieder auf Glauben und Liebe. Und die beiden Schwestern sind ihm gar nicht zu trennen, man soll nicht etwa Pestalozzis überströmende Liebe preisen wollen, aber seinen Glauben anzweifeln. „Der Glaube ist Liebe“, bekennt er aus tiefstem Wesensgrunde, „und wo Liebe ist, da hat Gott sein Heiligtum“. So führt das Bildungsanliegen Pestalozzis, indem er alle wirkliche Erziehungskraft in Glauben und Liebe setzt, nicht, wie es die Religion des Idealismus leicht mit sich bringt, zur Verdrängung des Gottesgedankens, sondern dieser spiegelt sich in der schöpfungsmäßigen Anlage des Menschen bei allem, was Menschenantlitz trägt. Damit sichert das Auge des Sehers den Satz: Zur Vollkraft des Erziehens gehört das Gottesbewußtsein, und Vollmacht bekommt der Erzieher erst aus dem in der Liebe tätigen Glauben. Wobei freilich nicht übersehen werden kann, daß Pestalozzis Glaube aus dem Geist seines Humanitätszeitalters zunächst als auf den Menschen gerichtet zu denken ist, und daß er auf dem Weg der Selbsterkenntnis zur Gotteserkenntnis gelangt. Sein Gottesglaube gründet im sittlichen Wesen des Menschen, anfangs vorwiegend im Gefühl, in der Unmittelbarkeit des Herzens; hernach in dem guten Willen, der Tat. „Der Mensch kennt Gott

nur, insofern er den Menschen, das ist sich selber, kennt.“

Es ist ein ungeheurer Idealismus, der Pestalozzis Sein und Leben durchpulst, und dieser zukunftsfrohe Menschheitsglaube kommt notwendig an seine Grenzen, wenn er daran geht, die Welt der Offenbarung von unten her zu durchleuchten und den Gottesglauben vom Menschen und seiner Sittlichkeit aus zu begründen. Aber dieser Idealismus ist, wie bei keinem seiner großen Klassiker, von den Gegebenheiten des christlichen Geistes durchdrungen. Denn Pestalozzi weiß um das Verderben, durch das aus „Gottes erster Schöpfung“ eine Welt der Ungerechtigkeit geworden und die unheimliche Gewaltmacht des Bösen erwachsen ist. Er teilt nicht den Köhlerglauben der Naturapostel an die unbedingte Güte der menschlichen Natur und an diese Welt als „die beste“ aller Welten. Aber er hält diesen Tatsachen der Wirklichkeit gegenüber, die ihm die Erfahrung in sich und um sich bitter genug aufdrückte, dennoch an dem Glauben fest — und bewährt darin seine Glaubensstärke — daß die Welt trotz allem Gottes Schöpfung und die Menschennatur trotz allem zu Gottes Ebenbild bestimmt und mit göttlichen Kräften begnadet ist. Die Summe Pestalozzischer Lebensarbeit ist christlich ausgerichtet und geht nicht einfach in die Rechnung des Idealismus auf.

Das Christentum als „rechtgläubige“ Lehre oder als „vernunftgläubig“ gefärbtes System liegt ihm fern. Er hat keine Fühlung mit der kirchlich geprägten Frömmigkeit seines Zeitalters, die er in diesen beiden Ausprägungen den gleichen Gefahren des „rüstigen Räsioniergeistes über alles Göttliche und Heilige“ erliegen sieht. Das „Scheinchristentum“ der Aufklärung mit seiner „kalten Worte-Religion und dem Lirilariwesen, hinter dem keine Kraft steht“, und das Kirchentum, das er den Herrschaftsgelüsten der Mächtigen dienst-

bar erfindet, vermögen ihn sogar in eine gegnerische Stellung zu drängen, die umso schärfere Urteile zeugte, je mehr das Herz dadurch verödet wurde und das Leben an Glauben und Liebe versagte. Der Glaube ist ihm nicht ein „apartes“, abgezogenes Ding, sondern er umfaßt die Fülle des Lebens. Er zieht ihn nicht von der Erde ab, sondern als eine Wirkkraft des Lebens verhaftet er sein Tun an die Gewißheit, daß gerade der Dienst im Leben und das Ausharren in diesem Lebensdienst wahrhaft Gottesdienst sei. Und weil ihm die Hebung des Volkes das Leben ist, so bettet Pestalozzi die christliche Religion ganz in das Lager seiner volkserzieherischen Ideen und fragt, welche praktische Wirkung sie in ihrer Anwendung auf das Werk der allgemeinen Menschenbildung zeitige. Aus dieser Richtung auf Volkswohlfahrt und soziale Neugestaltung bekommt für ihn die Religiosität den Charakter der handelnden Frömmigkeit und die Religion das Gepräge eines gewissen Moralismus, das Christentum erscheint ihm als die soziale Religion schlechthin. Aus den Tiefen frommer Hingebtheit auftauchend, verweilt sein Sein und Sinn nicht in spekulativen Fernen oder in theologischen Begrifflichkeiten, sondern setzt sich unmittelbar in lebendiges Handeln um, das der Wirklichkeit ihr Gesetz aufzuprägen versucht. Religion ist durch Glauben erhöhte Sittlichkeit, und religiös ist, wer als „Werk seiner selbst“ in der vollen Kraft seines sittlichen Wesens nach dem Edelsten strebt und insbesondere den Nebenmenschen in Liebe als gleichberechtigt neben sich anerkennt. Dabei läßt sich aus der Pestalozzischen Doppelhaltung beides vertreten, weil es sich in ihm selber verschmilzt: Der reine Gottesglaube führt zum sittlichen Tun, und das sittliche Tun führt zu immer reinerer Gotteserkenntnis.

Das ist die Wertung der Religion im Rahmen des

Werkes; sie verharret ganz wesentlich in den Grenzen des ersten Psalms und des ersten Artikels. Tiefer dringen wir in die Pestalozzische Glaubenshaltung, wenn wir den Erzieher von Gottes Gnaden nach seiner persönlichen Frömmigkeit fragen und in das Licht vor Gottes Angesicht rücken.

Widerspruchsvoll umschwirren uns da die Urteile der Zeitgenossen von jenem überschwänglichen Satz Lavaters: „Einen besseren Jünger hatte Christus selbst zu seinen Lebzeiten nicht“ bis zu den aus persönlicher Feindschaft entsprungenen Äußerungen seines Mitarbeiters Niederer über den „antichristlichen“ Charakter seiner Vorstellungen und Begriffe. Aber selbst Niederer muß in jener Schmähschrift, die dem greisen Pestalozzi an das Leben ging, aus der langjährigen Kenntnis seines Meisters unterscheiden zwischen Pestalozzis theoretisch-religiöser Weltbetrachtung, die mit dem kirchlich geformten Christentum nicht übereinstimmt, und seiner unmittelbaren Gemütslage, die er „tief religiös“ nennt. — Pestalozzi selbst hat sich mit der Zeit als „ein Kind Gottes gefühlt.“

Tieffromm ist letztlich jene Selbstbeurteilung und Selbstverurteilung des „Menschen“ Pestalozzi, die auch vor Lehrern und Schülern nicht Halt machte aus einem letzten Wahrheitsernst und einem schmerzlichen Ringen um Vollendung. Tieffromm auch die Beicht- und Bußstimmung, mit der er fast jedes seiner Bücher beginnt, gleich als ob er mitschuldig wäre für alles soziale Unrecht, das in der Welt geschieht. Diese Selbstanklagen erreichen in dem berühmten Brief an Ludwig Nicolovius, den späteren preußischen Staatsrat, Pestalozzis jungen Freund und Verehrer, ihren Gipfelpunkt. Die ganze Zeit zwischen 1780 und 1798, jene achtzehn kummervollen, inhaltleeren Jahre auf dem Neuhof, ist mit der Lebenskrise zugleich eine Glaubenskrise, die den Vereinsamten in trostlose Tie-

fen stürzt, aber ihn „in seinem Elend gleichsam ausreifen“ macht und endlich auf den Feisen führt, auf dem „die Wahrheit als auf ihrem eigenen Grunde ruht“.

In diesem Brief vom 1. Oktober 1793 spricht er sich über seine Stellung zum Christentum aus. Er klagt, daß er im Gedränge seines Lebens wenig aus den reinen Quellen getrunken habe, aus denen die Besten und Weisesten hohe Kräfte schöpften, indem sie die innere Heiligung ihres Wesens zum ersten Geschäft ihres Lebens machten. Er klagt sich der Selbstsucht (!) und gemeiner Neigungen an. Er klagt, daß er die „Schale“ der Gottesverehrung (d. i. die Erscheinungsform der Kirche) „nirgends des Aufhebens gewürdigt habe“, aber gerade dadurch sei er jener „wesentlichen Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem Stillen und Edlen erteilt, verlustig gegangen“. Verwirrt durch die dürftige Erscheinung einer toten Rechtgläubigkeit, und die „Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und den Menschen verachtend“, ging er schwankend zwischen Gefühlen, die ihn zur Religion hinzogen, und Urteilen, die ihn von ihr weglenkten, den toten Weg seines Zeitalters. „Ich kann und soll also nicht verhehlen: Meine Wahrheit ist an das Kot der Erde (d. i. an die „andere Ordnung“, die herzlosen und oft gottlosen Mächte dieses Erdenlebens) gebunden und also tief unter dem Engelgang (dem Reiche der Wahrheit und Reinheit), zu welchem Glauben und Liebe die Menschheit zu erheben vermag... Ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte, sondern weil die Summe meiner Lebenseindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben.“

Das ist das, was Pestalozzi sein „Nichtchristentum“ nennt, aber war er wirklich in solchen dunkelsten Stunden seiner ganz und gar menschlichen Existenz

Gott so fern, und nicht vielmehr nah? Hier spricht ein „durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis geläuterter Mann“ (Nicolovius), der wenigstens nach Seiten des „Ob bei uns ist der Sünde viel“ es aufnehmen kann mit jedem oft nur zu sicheren „Inhaber des Evangeliums“. Im Angesicht letzter Wahrheit vollzieht er schonungslos das Selbstgericht: er schaut den beschränkten Ort, an dem er im Gefüge der Welt steht, er nimmt seine Unreinheit und Unzulänglichkeit, aber auch Not und Zwiespalt seines vernunftstüchtigen Zeitalters auf sich und läßt sich in allem das Gericht der Wahrheit gefallen. Aber gleichzeitig weiß der Gedeemütigte sich durchdrungen von seiner Sendung und im Dienst einer höheren Notwendigkeit. Denn indem er seinen Platz nimmt und seine Aufgabe erfüllt in der Ordnung der Dinge dieser Welt, „ahnt“ ihm doch — und dieses „Ahndungsvermögen“ führt aus dem Dunkel des Dranges und der Belebtheit der Gefühle zum Tun — „Meine Stimme sei wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, einem andern, der nach mir kommt, den Weg zu bereiten; es ist mir oft nicht anders, als wüßte ich selbst nicht, was ich tue und wohin ich gehe.“ „So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst, und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahnet, daß die vollendete Menschheit zu ihnen hinanzuklimmen vermag.“

Auf schmalen Felsgrat sehen wir ihn kämpfen und klettern, dem Absturz drohend nah, aber sein Auge ist nach der Höhe gerichtet, aus dem Reiche der Vollendung Rettung erwartend. Dem Schiffbrüchigen vergleicht er sich einmal, der, wenn er nach langen bangen Nächten Land sehend und Hoffnung des Lebens atmend von einem unglücklichen Winde wieder aufs unermeßliche Meer hinausgeschleudert wird, in seiner zitternden Seele wohl tausendmal fragt: warum kann ich nicht sterben? Und der sich dann doch nicht in den

Abgrund stürzt, sondern die müden Augen aufzwingt und ein neues Ufer sucht und, wenn er es sieht, alle Glieder wieder bis zum Erstarren darnach anstrengt. „Also sieht ein Schiffer im Süden und Norden eine glänzende Stelle hinter den Wolken, indessen er auf seinem Schiff vom Sturm des Meeres und des Himmels bis zum Versinken herumgetrieben wird.“

Allein vom Gottesgedanken her leuchtet ihm Hoffnung. Es liegt eine unermeßliche Tragik in diesen Seelenergüssen des Suchenden und Ringenden, aber es steckt auch eine ganz gewaltige Glaubenskraft dahinter, die ähnlich den Glaubenshelden des Hebräerbriefs (Kap. 11) „hofft auf das, was man nicht sieht, und nimmt, da nichts zu nehmen ist“. Dies Gefühl der Geborgenheit im Ewigen wird ihm ganz sicher, als er im November 1804 wie durch ein Wunder dem Tod unter den Hufen der Pferde entgeht: „Gott hat mir bisher geholfen“, so schreibt er an eine Freundin, „und er wird mir ferner helfen, ich soll mich nicht fürchten, ob ich wisse oder nicht wisse, was mir gefahret. Es soll mich nichts kümmern, es soll mich nichts von der Bahn ablenken, die mir meine Liebe zur Wahrheit und zum Recht zur Pflicht und mein Vertrauen auf eine ob mir waltende Vorsehung zur Freude macht. Ich werde leben, und Gott wird durch mich wirken. Ich will jetzt nichts mehr; ich will kein Institut, kein Seminar, keinen Ort, keinen Menschen — ich will jetzt nur, was Gott will, und das, was er will, wird sich von selbst geben. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Es ist eine Ruhe über mein ganzes Sein verbreitet, die ich durch mein Leben nicht kannte, und die mich so glücklich macht, als ich durch mein Leben nie war.“

„Gott, Mut, Demut“, dieser Dreiklang begleitet Pestalozzis Leben bis ans Ende seiner Tage. An den Minister Stapfer schreibt er auf den Höhen seines Glückes: „Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes

Werk. Mein war die Liebe, mit der ich suchte, was ich nicht kannte, und der Glaube, mit dem ich hoffte, was ich nicht sah.“ Und seinen „Schwanengesang“ läßt er ausklingen in die den Schlußstrich seines Lebens ziehenden Worte: „Ich habe das, was hinter mir ist, in mir selbst überwunden. Der Herr hat geholfen; er, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, wird ferner helfen. Ein Gefühl innerer Erhebung ergreift mich. Gerührt wie in der Stunde der erhebendsten Andacht spreche ich aus und danke es Gott: Der Zweck meines Lebens ist nicht verloren gegangen.“

Das Bibelwort von dem zerknickten Rohr und dem glimmenden Docht kehrt in seinen Schriften häufig wieder, es ward ihm aus den Erfahrungen seines Lebens je länger je lieber. Fraglos hat zu dieser Bindung an die biblische Gedankenwelt das Vollgewicht des Offenbarungsgehaltes beigetragen, den die besten Überlieferungen altreformierten Christentums von einer herzensfrommen Mutter seinen Kinderjahren eingepflanzt hatten — dieses Erbe zeigt sich auch in seinen ergreifenden, ganz von christlichem Geist durchtränkten Gebeten*, in die die Schulfierreden und Hausandachten oft ausmünden, und in dem von biblischer Spruchweisheit und Sprachkraft gesättigten Schrifttum. Aber befruchtet und bereichert wird dies Erbe durch die Summe seines Lebens, die den Leidgeprüften in einer unvergeßlichen Stunde, da die sterbliche Hülle seines Weibes in dem Betsaal der Anstalt aufgebahrt war, im Rückblick auf die Kette gemeinsamer Leiden und Prüfungen bekennen läßt: „Aus dieser Quelle“ — und dabei drückte er der Entschlafenen die Bibel an die Brust — „schöpften du und ich in den Tagen der Verlassenheit und Armut Kraft auszudauern, und Mut, Stärke und Frieden.“

* „Es hat wenig Menschen gegeben, die so innig beten konnten und gebetet haben wie Pestalozzi“ (H. Schönebaum, Pestalozzi Bd. IV, 529).

Am Leiden ist unser Held genesen. Weil er sich nicht genügen konnte, wie Rousseau ein Reich der Träume aufzubauen, sondern mit ganzem Ernst in die Wirklichkeit einging, darum mußte er leiden, denn Wirklichkeit ist hier auf Erden immer nur in der Beschränkung zu haben. Aber wie er leidet und mit dem Leiden fertig wird, das rückt ihn wieder aus der Linie heroischen Menschentums in das Licht der christlichen Kulturwelt, in den Kraftbereich des Glaubens. Während ein „Goethe in seiner Kraft“ eine kaum verhüllte Leidensscheu zur Schau trägt, die ihn der vorchristlichen Antike nahe rückt, gemahnt Pestalozzis Triumphruf „Heil mir, daß ich leide!“ an den Hochgesang des Apostels (Römer 5, 3—5). Er weiß wie jener: „Alles Leiden des Menschen, der seinen Gott und seinen Nächsten aufrichtig liebt, macht ihn nicht wahrhaft unglücklich, sondern stärkt und bildet seine inneren Kräfte und hebt ihn selbst über alles Elend empor.“ So fragt er: „Soll mein Herz die Prüfungen scheuen? O Gott, sollte ich mich dem, was du von Ewigkeit zu meiner Vervollkommnung gut gefunden, entziehen wollen? Nein, ich freue mich der Leiden, die du, mein Gott, mir zusickst. Sie sind mein Glück.“ — Je größer Kreuz, je stärker Glaube; die Palme wächst ob der Last.

Wie bitterschwer die ihm mit den gewaltsamen Hemmungen seines Tatendranges auferlegte Last war, läßt die Schrift ahnen, für die jener Brief an Nicolovius gleichsam der Auftakt ist: „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.“ Es ist mit all ihrem Grimm und ihrer Bitternis vielleicht die mächtigste und tiefstinnigste Schrift aus seiner Feder, deren geschichtsphilosophische Menschenansicht seltsam mit der biblischen Anschauung von Paradies und Sündenfall übereinstimmt, wiewohl sie völlig frei und undogmatisch den „Todesprung“ von dem tierischen zum sittlichen Menschen

wagt. Ein „Müdling“ hat sie geschrieben, einer der mehr wollte als die „Tausende, die dahingehen im Verderben des Sinnengenusses und wollen nichts mehr“; einer, der mehr wollte als die „Zehntausende, die unter der Last ihres Hammers, ihrer Elle oder ihrer Krone erliegen und wollen nichts mehr“. „In ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung. Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit eisernem Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken. Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren eines zertretenen Daseins. Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.“

Frau Pestalozzi vermerkte diesen Abschnitt aus den „Nachforschungen“ 1795 in ihr Tagebuch und setzt zwei traurige Worte hinzu: „probatum est“. Aber der sich hier seine eigne Grabschrift schrieb, der setzt 26 Jahre später, als das Werk in der Neuausgabe von Cotta erscheint, eine Anmerkung hinzu: „Der Mann, der damals dieses Klage lied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort. Aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden, und er schreitet jetzt erheitert dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen... Glaube vermochte es, — Glaube vermag es noch heute. — Es sind dem Glauben alle Dinge möglich...“ Was ihm in Zeiten tiefsten Seelendunkels einmal die edle Freundin, Frau von Hallwyl, auf das Wort seiner Verwirrung geantwortet hatte: „O Pesta-

lozzi, wenn der Mensch einmal dahin kommt, dieses Wort der Verzweiflung („Wegwerfung seiner selbst“) auszusprechen, so helf' ihm denn Gott, er kann sich selbst nicht mehr helfen“, das durfte der trotz allem Gottgläubige und Gottinnige erfahren: „Du, o Herr, hast Großes an mir getan, du hast mir meine Sünden verziehen... du hast Ruh' und Frieden ins Innerste meiner Seele gelegt... wo ist ein Mensch, der wie ich aus Elend und Gefahren errettet ward?“ — Wie sagt doch Luther in der Auslegung des 50. Psalms? „Denn Gott pflegt also zu handeln, daß er schlägt, ehe er heilet, tötet, ehe er lebendig macht, stößt in die Hölle, ehe er gen Himmel hilft.“

Von den Höllentiefen der Verzweiflung und der Höllenfahrt der Selbsterkenntnis weiß Pestalozzi in einer am Evangelium genährten Form zu reden; ob auch von der Himmelfahrt der Heilandströstung, die das „Viel der Sünde bei uns“ überbietet durch das: „Bei Gott ist viel mehr Gnade“?

Der Gedanke an Christus hat Pestalozzi durch sein ganzes Leben, Schaffen und Denken begleitet. Er nennt die gereiften religiösen Ansichten der „Nachforschungen“ ein „aufrichtiges Opfer auf dem Altar Jesu Christi“, obwohl er in diesen Jahren der Krise mit dem Namen Christi sehr spärlich umgeht. Aber seine Schriften sind voll von Bezugnahme auf ihn, und in seinen Ansprachen und Gebeten fanden wir Christus schon als den Vorbilds- und Richtpunkt (vgl. S. 22). Er fühlt sich als Christ* und will Christus dienen und sein Jünger sein, ein Wegbereiter und Rufer in der Wüste. Das ist nur natürlich bei der herzmäßigen Aufgeschlossenheit und dem Erbarmen dieses

* „Ich habe den Ewigen in mir selbst erkannt: ich habe die Wege des Herrn gesehen, ich habe die Gesetze seiner Allmacht im Staube gelesen, ich habe die Gesetze seiner Liebe in meinem Herzen erforscht — ich weiß, an wen ich glaube“.

Mannes, der die Menschen verschmachtet und ohne Hirten sah wie einst Jesus. Aber ebenso natürlich ist bei seiner Ausgerichtetheit auf Volksbeglückung und Erziehung, daß er diesen Christus vornehmlich und immer wieder im Sinne seiner Ideen und Ideale deutet. Er ist ihm der große Lehrer und Erzieher der Menschheit, der „die Ansicht des Menschen als einer göttlichen Natur wiederum in ihrer höchsten Kraft und Herrlichkeit zurückführte“. Christus ist der Wiederhersteller des verlorenen Kindersinns der Menschheit gegen Gott und ist soweit Menschheitserlöser, soweit er Erzieher des Menschengeschlechts und Lehrer des Volkes gewesen ist.

Pestalozzis Jünger Blochmann, ein deutscher Theologe, meint, daß die Dunkelheiten in des Meisters Leben und der Zusammenbruch seiner Anstalt darin ihren Grund hätten, daß er Christus nicht in allen Dingen als Lehrer und Herrn anerkannt habe. Gewiß mag man fragen, ob Pestalozzi als Jünger Jesu mit seinem Humanitätsstreben in die volle Tiefe und völlige Fülle des zweiten Artikels hineingewachsen ist, aber auch so hat er reichen Anteil an Jesus Christus und ragt in seiner Zugehörigkeit zu ihm turmhoch über die Aufklärung hinaus. Er weiß, daß das Reich des Satans, des Irrtums, der Leidenschaften durch die Anerkennung Christi als des Gottessohnes und Verkünders unsrer Gotteskindschaft seiner Macht beraubt ist. Er kann seinen Gehilfen in andringendem Ernst sagen: „In Jesu Christo erkenne ich den einzigen Hohenpriester der Menschheit. In seiner Anbetung wird der Zweck unsrer Vereinigung erreicht; in seiner Nachfolge wird der Geist unsrer Methode ein reiner, erhabener Geist, darum betet — betet um den Sinn Jesu Christi, um die Kraft seines Geistes, damit unser Werk durch ihn geheiligt werde.“ Aber erfüllt sich darin der Sinn des Wortes: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Joh. 15, 5)?

Die Voraussetzung der Nachfolge ist das Gefühl der menschlichen Ohnmacht und Schwäche, ist der Entschluß, auf den eignen Willen zu verzichten und sich ganz in Gottes Willen zu fügen. Denn — so legt es Pestalozzi seinem englischen Freunde Greaves in den Erziehungsbriefen über das Kleinkind dar, die die christlich-religiöse Grundlage seines Strebens besonders herausarbeiten, weil in England das Vorurteil ging, die neuen Erziehungsgrundsätze seien mit denen des positiven Christentums unvereinbar — „die Erlösung liegt nicht in des Menschen, sondern in Gottes Macht“, und: „Auch das Kind würde den Weg zum Himmel nie finden, noch wäre irgend ein anderer Sterblicher imstande, ihm den Weg zu weisen, wenn ihm nicht göttliche Gnade denselben offenbaren würde.“ So urteilt Pestalozzi auf der Höhe seiner Reife in einem das Wesentliche seiner Weisheit zusammenfassenden Abriß (1818/19). Aber auch in seinem Erstlingswerk, der „Abendstunde eines Einsiedlers“ (1779/80) kann er am Schluß schon von Christus schreiben: Er „ist der Erlöser der Welt, der geopfert Priester des Herrn, er ist der Mittler zwischen Gott und der gottvergessenen Menschheit; seine Lehre ist... Offenbarung des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder“. Denn es drängt ihn, der „allgemeinen Wahrheit“ von dem Glaubensbedürfnis des Menschenherzens, wovon die „Abendstunde“ handelt, die „Anwendung auf das Verdienst der Lehre Jesu“ beizufügen, und er bittet in jenem Brief an Freund Iselin vom Juni 1779, den er selbst als den seinem Herzen wichtigsten Brief seines Lebens bezeichnet: „Ich wünsche dieses Zeugnis meiner Verehrung Jesu in den (von Iselin herausgegebenen) ‚Ephemeriden‘ (veröffentlicht, als Anhang zu dem Abdruck der „Abendstunde“), weil das Jahrhundert sich vor dem Namen des weisen Jesu allgemein schämt.“

Und diese Wertung der Heilandsperson, die hier als Nachtrag zu ganz andern Gedankengängen erscheint, findet — nach starken Abstandsgefühlen in den mittleren Jahren — zentrale Krönung in dem großen Werk des reifen Mannesalters „Die Epochen“ („Pestalozzi an sein Zeitalter“) und in andern Bruchstücken dieser Zeit (um 1802), die fast alle um die geschichtliche und religiöse Bedeutung der Persönlichkeit Jesu kreisen. In dem Fragment „Noch etwas über Jesus Christus“ entquillt seinem Herzen in leidenschaftlicher Abwehr der Angriffe, die seine „Methode“ (d. i. die Idee der sittlichen Elementarbildung, um die er zeitlebens ringt und die er mit dem sittlichen Geist des Christentums gleichsetzt) als unchristlich hinstellten und seine Bestrebungen um reine und wahre Menschenbildung in Gegensatz zu Jesus rückten, der Hymnus: „Jesus Christus, ich werfe mich anbetend vor dir mit der hohen menschlichen Einfachheit deiner Lehre in den Staub. In dir allein finde ich Geist und Leben; in dir allein finde ich Erlösung vom Tod, in welchen alles Wissen der Erde und selbst alles Streben meines Herzens ohne deinen Sinn und deinen Geist hineinstürzte.“ Und dann klagt er, in der geistigen Einsamkeit seines Inneren und gleichsam aus dem Bewußtsein der tröstenden Geistesgemeinschaft mit Jesus, in herben Worten darüber, daß der Geist dieses Göttlichen von der Erde gewichen und die Weisheit seiner Lehre durch das machtlüsterne Kirchentum seiner Zeit in Götzendienst der Welt verderbt worden sei. Pestalozzi hat die Person Christi neu entdeckt, und in der neuen Einstellung zu dem Kämpfer für Wahrheit und Recht, in dessen Anschauung auch das Bild des Hohenpriesters wieder Gewalt über ihn gewinnt, finden die besten Pestalozziforscher zum mindesten einen Tropfen echter Christumystik.

Die frühe „Abendstunde“ hat in sich — wir er-

wähnten es schon — keinen Raum für das erlösende Leiden und Sterben des Herrn; sie handelt in monistischen Gedankengängen von der beata vita, dem „seligen Leben“.

Einer ihrer Hauptbegriffe ist die Ruhe, „innere Ruhe“ als Ziel des Lebens und Endzweck der bildenden Tätigkeit — in dieser Anfangsstellung seines Schaffens gewiß ein ungeahntes und ungewolltes Bekenntnis des zeitlebens Ruhe Suchenden und ruhelos zu Tode Gehetzten, der noch am Abend seines Lebens, in dem „Schwanengesang“, von der Seelenruhe rühmt: Ohne sie entfaltet sich nicht das Wesen der Menschlichkeit, ohne sie verliert die Liebe alle Kraft ihrer Wahrheit und ihres Herzens. „Die Erhebung zu wahrer Seelenruhe und innerer Würde im Geist des Christentums ist der Grundstein aller Erziehungsweise.“ Aber diese Ruhe der „Abendstunde“ vermag sich noch nicht in die Tiefe vollchristlicher Lebenshaltung zu versenken, weil sie noch nicht mit ihrem Segen und Genuß im harten Glaubenskampf errungen und erprobt ist (vgl. die „Ruhe“ S. 29 Mitte). Gewiß kennt auch der Dreiunddreißigjährige, der diese Programmschrift verfaßt, die finstern Mächte: „Gewalt und Grab und Tod ohne Gott“, sie hindern, daß der Mensch im Innersten seines Wesens oder in den nächsten Verhältnissen des häuslichen Lebens letzte Ruhe findet. Der Mensch muß aber zu innerer Ruhe gebildet werden; „ohne innere Ruhe wallt der Mensch auf wilden Wegen“, „in ferne Weiten waltet die irrende Menschheit“. So kommt der im Prophetenton Daherschreitende zu einer Glaubenshaltung, die die Ruhe an Gott bindet: „Gott dein Vater, in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt und kein Grab in dir erschüttert.“ Aber diese Glaubenseinstellung, „die einzige sichere Stütze der Lebensruh“, läßt Gott und Mensch nur allzunah zusam-

menfließen und die Wesenhaftigkeit des Bösen ins Wesenlose verblassen: Gott ist die „nächste Beziehung der Menschheit“; „Gott, Vater der Menschheit, Mensch, Kind der Gottheit, das ist der reine Vorwurf des Glaubens“. Dieser Glaube an Gott als den liebenden Allvater ist eine unmittelbare Gegebenheit im Geiste des Menschen — Pestalozzi wagt in den „Nachforschungen“ einmal den Satz: „Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den inneren Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und an die Unsterblichkeit —, darum gehört der Glaube an Gott schon in den Anfang der Erziehung, im Kindergefühl für Vater und Mutter findest du Gott.“ Der innere Zusammenhang zwischen Pestalozzis Gottesglauben und seinen erzieherischen Absichten wird wieder ganz deutlich.

Den beredtesten Ausdruck gibt Pestalozzi den sein Leben leitenden Überzeugungen in seinen Volksbüchern. „Ich habe keinen Teil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen“, so eröffnet er sein Heimatbuch „Lienhard und Gertrud“, „aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen kann, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz, und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit, uns allen und für uns alle in unser Herz gelegt“. Immer von neuem kommt er in seinen kulturkritisch-anthropologischen Schriften auf die hier zugrunde liegende Wahrheit zurück, daß das Christentum nicht nur eine Lehre, sondern auch eine Übung ist — die vollendetste Lebenssache, die die Welt aufzuweisen vermag“.

Dieses „Tun-wollen“ des Willens Gottes (Joh. 7,17) ist und bleibt im religiösen Denken Pestalozzis das Mittelpunktproblem. Wenn im vierten Teil von „Lienhard und Gertrud“ der Geistliche, der vor dem Herzog des Landes gegen den Junker Arner auftritt, ein-

wendet: „Durchlaucht, er hat die Christenlehre kürzer gemacht“, und der Herzog antwortet: „Das mag nicht übel sein“, so kennzeichnet damit Pestalozzi seine Stellung gegen das Wort- und Meinungschristentum und erklärt sich für das „tätliche Christentum“. Dies Christentum der Tat oder der Worte zu erproben, geben ihm die Sterbeszenen seiner Volksbücher reichen Anlaß, erbaulichen und unerbaulichen. Für seine Denkweise ist auch kennzeichnend, daß der Pfarrer Ernst, der treffliche Bauernpastor in Bonnal, der ausgemachte Feind alles bloß äußerlichen frommen Redens ist. Er hält mit Kindern und großen Leuten auf seine Art Gottesdienst. „Es war ihm nichts zu klein. Ein Kind, das gegen eine Geiß, die es gestoßen, vernünftig oder unvernünftig gehandelt, war ebenso wie eines, das das schönste Loblied auf Gott auswendig gelernt, ein Gegenstand seines Religionsunterrichts, und mußte so gut von seiner Geiß und seiner Aufführung gegen sie mit ihm reden als eines, das seinen kranken Großvater abwartete und von seiner Krankheit mit ihm reden mußte. Er stellte Männer auf, die in Feld oder Vieh Unglück gehabt, Mütter, deren Kinder, und Kinder, deren Mütter gestorben — kurz, er nutzte die Vorfälle der Zeit und die Umstände, die Eindruck auf einzelne Menschen in der Gemeinde gemacht.“

Es ist anschaulicher Religionsunterricht und Jakobus-Gottesdienst (Jak. 1, 27), was Pestalozzi vertritt und für allein wirksam hält. Aber trotz aller Erbitterung über den „Wortkram der Maulreligion“ mahnt er doch gelegentlich zur Vorsicht und Duldsamkeit in diesen Dingen. Denn „dem durch seinen Glauben wahrhaft veredelten Menschen wird auch die menschliche Schale, in der ihm das innere Wesen seines Glaubens von Jugend auf beigebracht und eingeübt worden ist, an sich selbst heilig und in ihm selbst in der Ansicht ihres Heiligtums unverletzlich“. Damit stellt Pestalozzi,

obwohl er selber gewiß kein Kirchenchrist war und an den Frömmigkeitserscheinungen des landläufigen Staatskirchentums berechtigten Anstoß nahm, auch der Kirche und ihrer „äußeren Handbietung“ das Zeugnis ihrer Wichtigkeit aus, wie er denn auch in „Lienhard und Gertrud“ dem schneidenden Strafgericht über den Geist der „Pfaffheit“ den Preis des segnenden kirchlichen Einflusses gegenüberbrückt.

Es wäre nicht schwer, aus Pestalozzis zahlreichen Schriften, aus seiner Übung und Wertschätzung des Gebets und aus den biblischen „Wortfügungen“ seiner Morgen- und Abendandachten, die er in seiner Anstalt mit starker Wirkung an Stelle des Religionsunterrichts hielt, ein einwandfreies rechtgläubiges Glaubensbekenntnis zusammenzustellen, wie es zum Beispiel einer der Herausgeber seiner Werke getan hat. Aber wir würden damit weder der Wirklichkeit des Menschen Pestalozzi noch der geistesgeschichtlichen Haltung seiner Werke gerecht. Er war kein Heiliger des Protestantismus, aber auch kein ausgeklügeltes Buch des Rationalismus; er war ein „Mensch mit seinem Widerspruch“*. Aber er hat in dieser so ganz und gar menschlichen Existenz etwas unendlich Ergreifendes und Eindrucksvolles, es wohnt auch soviel Christliches in seiner Seele und wird in seinem Wirken offenbar, daß man sich ein Herz zu ihm fassen kann und gern von seiner Menschenliebe und Selbstaufopferung sich anreizen läßt zu wirklichem „tätlichem“ Gottes-Dienst (Matth. 7, 21). Er stellt das Christentum als Religion des Glaubens und der Liebe in den Dienst der Erziehung und erkennt ihm damit einen überragenden, normgebenden Wert zu, aber er entwertet und verkürzt es damit zugleich in die Sphäre des Menschheitlichen. „Die endliche Bestimmung des

* „Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben“ (Pestalozzi).

Christentums, wie sie die Heilige Schrift offenbart und die Blätter der Geschichte verkünden“ — so schreibt er in den wichtigen und seine Erkenntnisse abschließenden Erziehungsbriefen an Greaves — „scheint mir darin zu liegen, daß es die Aufgabe zu erfüllen hat, die Erziehung des Menschengeschlechts zu vollenden“.

Mit diesem Bruchstückhaften seiner Welt weist Pestalozzi als ein christlicher Idealist oder idealistischer Christ über sich hinaus und ruft von sich hinweg zur Sache. Theoretisch sich verzehrend in dem unmöglichen Unterfangen seines Zeitalters, Gott und seine lebendige Offenbarung vom Menschen her zu deuten und zu verstehen, ist er in der praktischen Nachfolge doch ein Jünger Jesu und seinem Herzen nahe gekommen, wie wenige vor ihm und nach ihm. Den Erziehern voran, allen Menschenfreunden und Volksbrüdern insgesamt, den besitzsicheren Christen nicht zuletzt, die sich selbst vermessen, daß sie fromm wären und andre nach ihrer Frömmigkeit schablonisieren, ist er in dieser Haltung eine ständige „Unruhe“.

Bürger

**„Wenn ich ganz bei mir bin,
so bin ich ganz bei dem andern.“
„Vaterland, vermehre deine Kraft!“
(Pestalozzi.)**

Pestalozzi erkennt die großen Gegebenheiten des Gemeinschaftslebens in Volk und Staat unbedingt an, und er weiß sich als vollberechtigtes und verantwortliches Glied des Gemeinwesens. Aber er war zugleich ein Kind seiner Zeit, und nach einem Wort seines großen Zeitgenossen, des königlichen Friedrich, „hängt der Mensch ganz von der Zeit ab, in der er in die Welt

kommt“. So fragen wir: Was war das für eine Zeit, da Pestalozzi in die Welt trat, und wie sah es um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Schweizer Welt, in Zürich und auf dem Lande aus?

Die Schweiz, ja halb Europa, war in dem Zustand der Gärung. Noch wehte hinter den Schweizer Bergen die Luft starrer Anhänglichkeit an das Althergebrachte, aber von Westen her prallten an ihren Fuß die Wogen, die am Staatsbau rüttelten und Altes und Neues durcheinanderwarfen. Politisch war der Schweizer Bauer rechtlos, seitdem vor Hunderten von Jahren die Städte ihm seinen Freiheitsbrief abgelockt hatten — in Pestalozzis Geburtsstadt Zürich herrschten 1775 ganze 5000 Stadtbürger über ein Landvolk von 140 000 Köpfen. Wirtschaftlich vollzog sich der Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie — die Welt sah den Schweizerwinkel „sich übergolden“, sagt Pestalozzi einmal davon. Aber dieser Umschwung wirkte verheerend, denn die Baumwollspinnerei hatte einerseits die Lohnsklaverei und damit eine Art ländlichen Proletariats, andererseits durch die neu erschlossenen Erwerbsmöglichkeiten und den leichten Zufluß des Geldes Luxus und Genußleben, und als deren Trabanten Verarmung und sittliches Verderben, im Gefolge. Bettlerscharen durchstreiften das Land, und als Heilmittel gegen Bettel und Verkommenheit waren die „Bettlerjagden“ im Schwang, erst viermal im Jahr, dann alle Monat einmal drei Tage lang. Die Schule auf dem Lande aber spottete aller Beschreibung, denn den machthabenden Stadtherren war natürlich wenig an einer Aufklärung und Bildung des Volkes gelegen. Ein Erwachen des Volks mußte seelisch, geistig und wirtschaftlich hintangehalten werden.

Gegen diese menschenunwürdigen Zustände in Staat und Gesellschaft empört sich die junge Schweizer Generation, die unter Führung ihrer Lehrer Bodmer und

Breitinger sich für das Evangelium der Natur, des Landlebens, der Einfachheit und der Tugend begeistert. „Patrioten“ nannte das Volk diesen Bund blutjunger Vaterlands- und Menschenfreunde, der der herrschenden Gesellschaft viel Verdruß und Unruhe bereitete, aber eine verlotterte Kultur reformieren wollte ohne die geeigneten Mittel, mit den Vorbildern der vergangenen Antike.

„Selbst Bodmer, mein Liebling und Vater (er war Professor der vaterländischen Geschichte am Carolinum zu Zürich) kannte das Tun und Treiben der Gegenwart nicht“, urteilt Pestalozzi später einmal von dieser aufklärerisch-politischen Regsamkeit, „er gab dem Jüngling keine Kraft für das Leben der wirklichen Welt, er hob ihn zu einem unermeßlichen Mut und ließ ihn entblößt von allen Mitteln“. Aber „sein idealistisches Sein reizte uns unaussprechlich... Mir machte es mein Innerstes glühen. Es konnte nicht anders, es schloß sich an alle Träume, die in mir selbst lebten, und an mein Herz, das wohlwollend war und Gutes zu tun und Gutes zu stiften mit einem Feuer suchte, das unauslöschlich war.“ Der Heiri Wunderli von Torliken sah ja von klein auf das Elend des Volkes, er spürte um sich den niedrigen, selbstsüchtigen Sinn, der zu Boden drückte, was hätte emporkeimen können — was wunder, daß wir den Siebzehnjährigen dieser Helvetischen „Gesellschaft zur Gerwe“ beitreten sehen, wo er mit gleich glühenden Freunden sich ereifert und Arrest und Untersuchung über sich ergehen läßt. Ja, das „Mutterkind“ hungert, härtet sich ab und geißelt seinen Körper, um sich in seinem Streben nach Volksfreiheit zu Tell- und Brutustaten vorzubereiten!

„Die Umstände machen den Menschen“, so formt Pestalozzi später das, was wir hier sehen — sie schufen den jugendbewegten Schwärmer und das politisierende Kind —; aber das ist nur eine Teilwahrheit, der Le-

bensphilosoph fügt sofort das andere Wichtigere hinzu: „Der Mensch macht die Umstände“: er hat eine Kraft in sich, sie vielfältig nach seinem Willen zu lenken, und sobald er dies tut, erfüllt er seinen Lebenssinn.

Dieser Wille des Innern aber geht auf das eine, in dem alle Strahlen der Volksnot sich fangen, die „Baumwoll-Einseitigkeit“ und die „Schul-Einseitigkeit“ und all die andern Verhärtungen jener Aufklärungszeit: „Liebes Volk, ich will dir aufhelfen!“ Und er kommt aus einem „anderen Centro“ als der Reformwille der zeitgenössischen Weltverbesserer. Aus innerem Trieb steigt er, der den Beruf eines Landpfarrers aufgegeben hatte, weil ihm die politische Laufbahn größere Wirkungsmöglichkeiten für das Volk zu bieten schien, aus dem Rang einer regierungsfähigen Stadtfamilie (sein früh verstorbener Vater war in Zürich Wundarzt gewesen) in den Bauernstand hinab: der politische Träumer wird zum praktischen Landwirt, und wenn der „Armennarr“ vom Neuhof auch bald mit seiner Musterwirtschaft am Ende ist und dazu noch das Vermögen seiner jungen Frau dem dünnen Boden hinopfert, so hat er doch die Wahrheit gelernt — und er bleibt zeitlebens diesem Grundsatz treu —, daß der Mensch mit dem Boden in Berührung bleiben müsse, um aus ihm Kräfte der Verjüngung zu schöpfen.

Gott hatte in seinem Zorn ihn Landwirt werden lassen, aber er hatte in seiner Gnade ganz etwas anderes mit ihm vor. Der wirtschaftliche Bankerott führt ihn tiefer in die Erkenntnis seines Schicksals und hilft ihm seine Sendung enthüllen. „Ich mußte arm werden aus meinem Hochmut der Wohlhabenheit, ich mußte wie ein Bettler leben, um Bettler wie Menschen leben zu machen. Selber im Elend, lernte ich das Elend des Volkes immer tiefer und so kennen, wie es kein Glücklicher kannte.“ Heinrich Pestalozzi

läßt den Plan der Volksverbesserung nicht etwa fallen, aber er spannt ihn enger und legt die Fundamente tiefer, um in solcher Beschränkung die ganze menschliche Gesellschaft zu erfassen: Nicht mehr die erwachsenen Bauern und Häusler nimmt er zum Vorwurf, sondern arme verwahrloste Waisenkinder, und will sie bilden nicht durch landwirtschaftliche Maschinen und Krappanbau, sondern durch eine Erziehungsanstalt und Arbeitsschule, die ihnen zur Menschlichkeit verhelfen sollen. Das wird jetzt seine Politik. Denn „die Veredelung des Volkes ist kein Traum“; aber „es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnade zu tun“.

In dem Volksroman „Lienhard und Gertrud“ gibt er seinen politisch-sozialen Ideen greifbare Gestalt, und was hier in faßlichen Bildern der Volksbeglückung abrollt, das griff ans Herz der Menschenfreunde allerorten: Pestalozzi wird mit einem Schlage eine europäische Berühmtheit.

Inzwischen brach das Wetter der französischen Revolution herein. Als es die kleine Schweizerwelt erschütterte, standen Pestalozzis politische Ansichten in ihren Grundfesten fest. Was ihn mächtig zu der Gesellschafts- und Staatsumwälzung des Westens hinzog, war der Freiheitsgedanke; denn Freiheit dünkt ihn aus altgermanischem Denken die Voraussetzung der Menschwerdung. Aber was ist wahre Freiheit?

Pestalozzi antwortet: „Wahre Freiheit ist Volkssegen, wahre Freiheit wohnt nicht in den Hütten des Hungers und des tiefen, niederen Elends.“ Ja, aber wird der Freiheitskampf der Revolution auch wirklich die notwendig erstrebte soziale Neugestaltung der Gesellschaft im Gefolge haben und Volkssegen heraufführen? In seiner flammenden Schrift über die französische Revolution: „Ja oder Nein?“ (1793) ringt

der Glaube an die baldige Erfüllung seines Traumes mit den bitteren Erfahrungen der revolutionären Wirklichkeit. Leidenschaftlich zieht er gegen den Absolutismus zu Felde: „Die absoluten Regierungen haben sich, solange die Welt steht, immer Rechte angemaßt, die mit einem wahrhaft guten Zustande der gesellschaftlichen Menschheit unverträglich sind.“ Dagegen: „Die Freiheit hat der Menschheit allenthalben Gutes getan, wo sie sie erhalten; und die ganze Menschenrasse ist allenthalben schlechter, geringer, unglücklicher geworden, wo dieses gesellschaftliche Bedürfnis unbefriedigt geblieben ist.“ Die Freiheit hat die Tugenden entwickelt, sie hat den Wohlstand gefördert, sie hat Gesetz und Ordnung begünstigt. Das Christentum bringt Brüderlichkeit, aber der Troß der Geistlichkeit hat die Unterdrückung der Völker und den Menschenmord als Gottes Gebot hingestellt. „Der Heiland hat nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemand getan hätte, so wäre es für diejenigen geschehen, denen er zugerufen: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

So der Ehrenbürger der französischen Revolution in seiner Revolutionsabhandlung von 1793. Wir begreifen wohl, warum die französischen Revolutionsmänner ihn in die Liste derer aufgenommen haben, die, „wo sie auch wohnen, ihren Arm und ihre Tage der Volksverteidigung gegen den Despotismus der Könige, der Verbannung der Vorurteile und der Beseitigung der Grenzen menschlicher Erkenntnis gewidmet haben“; aber wir sehen und wissen auch, wie seine Menschenliebe und sein Gottesglaube es waren, die ihn „parteiisch fürs Volk“ machten. Als „ein freier Mann“ unterschreibt er sich auf dem Titelblatt der genannten Streitschrift und scheut sich nicht, den Vorkämpfern der sogenannten „Freiheit“ hart und schneidend ins

Gewissen zu reden. „Euer Volk“, so ruft er den verantwortlichen Leitern Frankreichs zu, „euer Volk in den Allmachtsansprüchen seiner Freiheitsverirrungen tut alles das, was euer Hof in den Verirrungen seiner, den euren entgegengesetzten, aber in ihrem Wesen ganz ähnlichen Allmachtsansprüche getan hat — Bürger! Ich rede hart, aber wenn ihr das Vaterland retten wollt, so müßt ihr die Welt überzeugen, daß die Verirrungen eures despotischen Hofes nicht noch im Hintergrunde eigentlich die Grundsätze der französischen Republik seien!“

Wir sehen, Pestalozzi hat sich von seinem hoch genommenen Menschen-Standorte aus den klaren Blick für Recht und Unrecht und das selbständige Urteil für „das, was das wahre Wohl der Menschheit betrifft“, gewahrt; in patriotischem Eifer protestiert er am Schluß der Schrift feierlich gegen die Absicht Frankreichs, die „Segnungen“ der Revolution auch andern Ländern zu bringen und „ein Land, das friedlich und glücklich ist, zu desorganisieren“. Wenige Jahre später, in dem Zug der „Nachforschungen“, lehnt er sogar ausdrücklich das Prinzip der Revolution ab in einem eigenen Kapitel, das die Überschrift trägt: „Der Aufbruch ist nie recht“.

Was ihm bei dieser eindringlichen Verwerfung der Gewaltanwendung vor Augen steht, das ist der Jakobinismus und Sanskulottismus, der Blutdurst und die Kulturlosigkeit der damaligen Schreckensherrschaft, in der der „Pariser Pöbel“ einfach den „Taumeltanz“ probiert, den der Hof seit Jahrhunderten getanzt hat. Dieses Nein gegenüber den Ausartungen hindert ihn aber nicht einen Augenblick, die wahren Ursachen der Revolution zu erkennen und ihrer Beseitigung nachzustreben. Die Fürsten, der Adel, die Geistlichkeit, ihre Tyrannei, Verschwendung und Ausbeutung sind schuld an der Revolution und ihren Greueln, aber nicht

die geschmähete Freiheit. „Das Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts und der gesetzlosen Gewalt ist nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung ist an sich nicht Aufruhr. Das Streben des Menschengeschlechts, die Maßregeln der öffentlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Rechts einzuführen, liegt im Innersten meiner unentwürdigten Natur. Jedes Volk, dem es mangelt, ist in tiefe, niedere Schlechtheit versenkt worden. Hin bist du, Name Vaterland, wenn dieses Streben in der Brust deiner Bürger tot ist.“ Der Geist der Revolution wird und kann erst dann verschwinden, wenn auch der letzte Schatten des Unrechts, das sie hervorgebracht, verschwunden und ausgetilgt ist.

Pestalozzi ist Republikaner seiner ganzen Natur nach, die ihn immer auf die Seite des Volkes stellt; das Recht des Volkes vertreten ist ihm eins mit „Freiheit besitzen“. Aber er weiß genau, daß die freistaatliche Verfassung an sich nicht dafür bürgt, daß nicht die Macht doch wieder in einzelne Hände kommt und durch den Mißbrauch der Mächtigen die Rechtlosigkeit der andern bedingt. „Die gesetzlose Gewalt glaubt, sie sei selber das Gesetz, sie wähnt, Gesetz und Recht liege in ihr wie die Eier in den Hühnern. Was der Untertan im Schweiß seines Angesichts verdient; und was ihm Gott in seiner Gnade gibt, das, meint sie, seien alles ihre Eier. Wenn sie den Wohlstand im Lande sieht, so spricht sie, die Hand auf dem Wanst: „Die gottlosen Leute, ich habe sie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas wider den, der im Himmel sitzt?“

Es ist erstaunlich, wie der Mann, der von sich selbst bekennt, zeitlebens ein Kind geblieben zu sein, sobald er auf das Problem der „Macht“ zu sprechen kommt, als ein durchaus weltkundiger Realist vor uns steht, der Volksführern und Politikern bis in die leiden-

schaftszerfressenen Winkel ihrer Seelen schaut. In Napoleon findet Pestalozzi die „Entnatürlichung“ der Macht und damit die Freiheitsberaubung auf die Spitze getrieben, denn ein Napoleon — Pestalozzi nennt den Erben der Revolution beständig bei seinem revolutionären Namen Bonaparte — beansprucht bereits „das Kind im Mutterleibe“ für den Staat, er „behandelt das noch nicht geborene als Staatsgut und erniedrigt es zu aller Schlechtigkeit des Menschendienstes, ehe es die Mutter in der Wohnstube zur heiligen Höhe des Gottesdienstes und durch diese zur Göttlichkeit des Menschendienstes erheben konnte“. „Das ist zuviel, das ist zuviel!“ ruft der Freiheits- und Volksfreund leidenschaftlich im Blick auf solche Allverstaatlichung des Menschen zu rein „kollektiver Existenz“*. Und dem Schweizer, der Napoleon es nachsprach: „Die Kinder gehören nicht den Eltern, sie gehören dem Staat“, antwortet unser Patriot mit echt schweizerischem Freimut: „Aber nein, Mitbürger, unsre Kinder gehören gottlob noch uns, und durch niemand anders als durch uns, dem Vaterland, dem Staat. Wir kennen keinen andern Staat als unser Vaterland. Wir sind, durch Gesetz und Recht untereinander verbunden, unser Staat selber.“

Wir vollberechtigten, im Vaterland Verwurzelten und sozial uns eingliedernden Volksbürger „sind unser Staat selber“, das ist ein feines, über seine Zeit hinaus bedeutsames Wort, wenn auch der Zusatz nicht übersehen werden darf, der nicht auf eine Verkennung des wesenhaften völkischen Lebens gedeutet zu werden braucht: „solange wir keinen Fürsten haben“. Pestalozzi weiß auch die Fürstenherrschaft zu schätzen, und er hat anfangs in dem Vatertum des Fürsten die ewige

* Unter sein Bild, das er einem Freunde schenkte, schrieb er das tiefe Wort: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an der Seele seines Kindes.“

Urform des sozialen Lebens verwirklicht gesehen. In dem „Fürstenspiegel“ seiner „Abendstunde“ sieht er den Vatersinn des Fürsten für die Unteren gesichert durch seinen Kindersinn nach oben; durch das Vorbild seines Glaubens an Gott als den Vater sichert er zugleich mit dem Glauben auch des Volks an den Vater unser aller den Glauben an sich als den Vater des Volks. Aber dem Volksfreund ist letzten Endes die Staatsform ziemlich gleichgültig, und es liegt alles daran, daß gegenüber der Verkehrung des Machtgedankens durch den Tyrannen oder sonst einen Machteinfluß das Volk beteiligt werde an menschenwürdigen Verhältnissen im autoritären Staat. „Die königliche Regierung muß königlich gut, und die republikanische muß republikanisch gut sein; und dies kann sie ohne Aufmerksamkeit auf den Volkswillen auf keine Weise sein.“ Bürgerliche Freiheit im Staat ist nichts anderes als Sicherung des Menschenrechts im Volksgefüge.

Volk und Staat, wie verhalten sie sich? So, daß der Staat nur von innen her sein Daseinsrecht hat. Einerseits liegt ihm die Pflicht ob, sich in Gesetzgebung und Verwaltung nach den „höheren und edleren Rechtsansichten“ zu richten, die sich im Volke dank der besseren Bildung entwickelt haben. Eine gesunde Gesetzgebung dünkt den Politiker ein Hauptmittel zur Beförderung der Volkswohlfahrt. Namentlich beschäftigt ihn das Strafrecht und der Strafvollzug, da er im Verbrecher noch den Menschen sieht. Aus seiner Behandlung des Problems der unglücklichen Kindsmörderin, dem er eine eigene Schrift widmet, wie aus seinen kritischen Beiträgen zur Strafgesetzgebung, zur Gefängnispflege und Entlassenenfürsorge schaut uns der ganze Pestalozzi mit seiner Volksliebe, seinem unverwüstlichen Hellsehen und seinem Drang nach genugtuender Gerechtigkeit an. Aber die Rechtspflege hat engste Fühlung mit den Banden des Bluts und der

Natur, mit der Landesreligion und dem Nationalreichtum zu halten. Der weise Gesetzgeber befriedigt äußere und innere Bedürfnisse seines Volkes, ehe er die Ausartung bestraft, er ist nicht bloß Herrscher, sondern Hirt seines Volkes. Und er nimmt nicht bloß den „Brotkorb“ zur Grundlage seiner Gesetzgebung, sondern „baut auf das Innere der Menschennatur und gründet seine Gesetze auf die inneren Anlagen, die Gott selbst in die Menschheit gelegt hat“. Er macht Lust zum Guten und erweckt Abscheu gegen die Volksschäden. „Er sitzt mitten unter dem Volk und singt ihm Lieder: Spottlieder über den Verschwender; Spottlieder über den Jüngling, der früh aufsteht zur Buhlschaft und spät zur Arbeit; Spottlieder über das Mädchen, das träge ist am Spinnrad; Ehrenlieder für die Arbeit, für das Ausharren des Bräutigams, der seine Braut ausstattet, und die Braut, die sich brav hält.“ Der Gesetzgeber ist schuldig, auf den veredelten „Volkswillen“ zu achten, weil er nicht mehr „Gesindelwille“ ist. „Die wahre Achtung für den Volkswillen ist das eigentliche innere Vorbeugungsmittel, daß der Volkswille nicht zum Gesindelwillen herabsinke, sondern sich fortdauernd in der reinen Würde des Nationalwillens ausspreche und die wahre Schamhaftigkeit der Nation sicherstelle.“

Das Volk ist kein „Gesindel“, es trägt und prägt fortschreitend die „Nationalkultur“. In dieser sittlichen und geistigen Kultur seiner Bürger, und nur in ihr — das ist die andre Seite des Zusammenhangs von Volk und Staat — findet der Staat die innere und deshalb ausreichende Gewähr seiner Verfassung. Das gesellschaftliche Recht, bloß als solches im Sinne äußerer Vergesellschaftung genommen, ist durchaus kein sittliches Recht, wenn es nicht durch das höhere Recht des Menschen geheiligt und gereinigt wird. Bleibt man auf der „sinnlichen“ Stufe des Naturmenschen stehen oder

(was dasselbe ist) in der Tierkraft des Egoismus stecken, so ergibt sich das bloß zivilisatorische Gebilde des Staates, das die einzelnen als Masse „ohne Rücksicht auf Selbständigkeit, auf Freiheit, auf Recht und Kunst“ vereinigt; erst durch die häusliche und öffentliche, die sittliche und geistige, kurz durch die staatsbürgerliche Erziehung und Menschenveredlung verwirklicht sich für Pestalozzi jenes demokratische Staatsideal, das die Staatskraft und den Staatssegen von innen her in dem Gemeinsinn der Bürger begründet.

Pestalozzi ist Sozialist urchristlicher Prägung, aber kein Gleichheitsfanatiker. Die Menschen sind nur in ihrem Wesen sich gleich, aber die Umstände verändern sie auf Schritt und Tritt, und die natürlichen und sozialen Standesunterschiede sollen bleiben. Nur daß das Gerechtigkeitsgefühl den Anspruch aller auf Lebensglück und Menschenwürde nicht verdunkle! dafür erhebt Pestalozzi leidenschaftlich seine Stimme. Nicht durch gnädiges Mitteilen von oben geschieht die „Veredelung des Volkes“, nicht durch „Almosen- und Bettelhilfe“ oder durch ein Verscharren des Rechts in die „Mistgrube der Gnade“. „Wir gedeihen besser“, sagt der Bauer zum Junker, „wenn Sie uns unser Recht widerfahren lassen, als wenn Sie uns mit Guttaten — übermisten.“ Auch „der Menschenanspruch an Nahrung und Decke ist von Gottes und des Christentums wegen höher als alles Eigentums- und alles Herrschaftsrecht“. Pestalozzis Freiheits- und Rechtssinn kann es nicht zugeben, daß soziales Unrecht mit Wohltaten verkleistert wird oder daß der Kaufmann die Brotquellen des Landes in seiner Briefftasche herumträgt wie ehemals der Edelmann in seinem Stiefel. Ihm graut vor der trügerischen Blüte des „Geld- und Gewaltspiels unsrer Industrie“, die, nur auf ihren eignen Glanz bedacht, zum Verderben derer ausschlägt, die in der Tiefe leben. Im Namen der Gerechtigkeit for-

dert er verhältnismäßige Verteilung der Steuern nach dem Vermögen, und für das schwer gedrückte Landvolk wirtschaftliche Freiheiten, Sicherung der bürgerlichen Wohlfahrt und Förderung der Volksbildung.

Und er fordert das nicht nur im Interesse der Landwirtschaft, sondern der Allgemeinheit. Die „revolutionären“ Reformen sollen die Revolution nicht heraufbeschwören, sondern ihr vorbeugen. „Es hat freilich im niederen Tal mehr Nebel als in den Bergen. Aber nicht die Nebel im Tal donnern gegen die Berge. Nein, die Nebel der Höhen blitzen und hageln hinunter in die Täler.“ Das Heil muß von oben herniederwirken, dann wirkt es auch von unten wieder herauf und schafft Volkssegen der Allgemeinheit.

„Der Bauer muß Haus und Hof sicher haben und Weib und Kind bei seiner Arbeit wohl versorgen können, wenn er ein Mensch bleiben soll“. „Das Vaterhaus ist die Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit“, die häusliche Erziehung ist die Schule der Sitten und des Staates und die Umschlagstelle von der (rein egoistischen, gesellschaftlichen) Zivilisation zu der (sittlich, geistig und sozial verstandenen) Kultur. „Geld allein ist für das Volksglück so wenig entscheidend, als ein Zugochse für den Feldbau entscheidend ist.“ Wieder begegnet uns hier das Hinreißende und von Glauben und Liebe Durchblutete in Pestalozzis sozialem Denken, das den Menschen als sittliches Wesen, und nicht bloß als Anzeiger einer wirtschaftlichen Ordnung würdigt; vor allem aber dünkt es ihn, müsse Religion es mit den Geringen halten. Sie muß „den Sinn der Hohen an das Tiefe binden“, sie muß die Eingeweide des Tyrannen vor dem Recht des Armen und den Tränen des Waisleins erzittern lassen. Auf diesem im Sittlich-Religiösen verbindenden Lebensgrunde kommt es am ehesten zur öffentlichen Sicherheit und Staatswohlfahrt. „Indem der Bürger für

Weib und Kind, für Freund und Bruder, für Nachbar und Gemeindegengenossen sorgen lernt, lernt er am besten für den Staat sorgen.“

In voller Deutlichkeit und Schärfe steht Pestalozzi das Verhältnis von Einzelwesen und Gemeinschaft vor Augen: Nicht Individuum gegen Staat, oder Staat gegen Individuum, und dann ein notgedrungener Ausgleich, der als Schwebestand ständig das künstlich erzeugte Gleichgewicht bedroht. Auch nicht die bloß negative Freiheit, die dem unbequemen Machthaber Staat auch nicht einen Deut mehr gibt, als er fordert, oder ihn zum Vorspannen eignen Vorteils und Behagens zu machen strebt. Sondern die echte, positive Freiheit, die aus dem Bewußtsein der Volkseinheit entspringt und darin gipfelt, daß wir, durch Gesetz und Recht, durch Blut und Boden verbunden, als Volk „unser Staat selber sind“.

Diese in treuem selbstgewollten Zusammenschluß sich betätigende Selbstsorge des Volkes für seine wirtschaftliche, geistige, vor allem aber sittliche Hebung zu betonen, wird Pestalozzi nicht müde, denn sie begründet erst den echten Sinn der Volksfreiheit und damit unser Staat-sein. In dieser bürgerlichen Selbstsorge, deren Wurzeln er gelegentlich auf die Reformation zurückführt, schlummern ihm Entwicklungsmöglichkeit wie Entwicklungsnotwendigkeit der gesellschaftlichen Zustände. Von hier wird jenes rein auf Zerrüttung und Auflösung bedachte Revolutions-„machen“ innerlich unmöglich, von hier aus ergibt sich in Zeiten geschichtlicher Wandlung, wie sie der Übergang vom Agrarstaat zu Industrie und Handel darstellte, die Knüpfung neuer Bande, kraft deren der Mensch in der neuen Seinslage ebenso kraftvoll dasteht wie zuvor in den einfacheren patriarchalischen Verhältnissen.

In den „Nachforschungen über den Gang der Natur

in der Entwicklung des Menschengeschlechts“, die am Vorabend der schweizerischen Revolution als Frucht mühseliger Gedankenarbeit erschienen, nimmt Pestalozzi in der seinem Unabhängigkeitscharakter entsprechenden Form zum erstenmal das Problem von Staat und Individuum, Staatsbürger und Menschen auf. Er stellt zwei Dinge einander gegenüber: „Vaterland“ und „Staat“. Der „süße Name Vaterland“ bedeutet ihm die lebendige, natürliche Vereinigung aller Landesbürger in einer idealen Zusammengehörigkeit, in der die Standesunterschiede keine Rolle spielen. Dem stellt er den „Staat gegenüber als die Abstraktion, die äußerliche, verwaltungsmechanische Beschränkung des natürlich gegebenen Ganzen, in welchem der Landesbürger aus einem Individuum zum „Brauchstück einer Duodez menschlichkeit“ abblaßt, deren Nummergröße wechselt nach der Beschaffenheit der verfassungsmäßigen Zustände und nach der wirtschaftlichen Brauchbarkeit für den Staat.

Immer geht es dem „Patrioten“ um das Wohl und Heil des Vaterlandes. Schon im Werbebrief an seine Braut läßt der Feuerkopf die Erkorene wissen, daß er die Pflichten gegen Haus und Gattin stets den Pflichten gegen das Vaterland unterordnen werde. „Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde nie aus Menschenfurcht nicht reden, wenn ich sehe, daß der Vorteil des Vaterlandes mich reden heißt; ich werde meines Lebens, der Tränen meiner Gattin, ich werde meiner Kinder vergessen, um meinem Vaterlande zu nützen.“ Das „Opfer seines Herzens“ wünscht er auch in reifen Jahren immer an erster Stelle seiner Heimat darzubringen, lächelnd und doch tiefernt und rührend bescheiden nennt er in einem Brief an den früheren Minister Stapfer die Gesamtheit seiner Bestrebungen „Vaterlandskram“. Und die letzte seiner

einschlägigen Schriften, das große politische und sozialphilosophische Alterswerk von 1815, das er seiner Vaterstadt Zürich widmet, betitelt er: „An die Unschuld, den Ernst, den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes.“ „Vaterland“, so heißt ihn da wieder seine Bescheidenheit reden, „ich bin zwar nicht einmal einer der Geringsten, die in den Kantonen zur Erneuerung deiner Verfassung berufen sind, ich bin gar keiner von ihnen, aber wenn ich schon als Gesetzgeber kein Wort und keine Stimme in deiner Mitte habe, so erlaube mir dennoch, dir einen treuen vaterländischen Wink zu geben“. In Heimatkolorit sind hier, wie in den Volksbüchern, seine Darbietungen getaucht, aber es ist merkwürdig, wie dieser echtste Schweizer hier in ernster Mahnung und wiederholtem Appell Deutschland als sein (größeres) Vaterland anspricht: „Vaterland, Deutschland, wundere dich nicht: Die Resultate einer also begründeten, aber auch nur in konstitutionell gesicherten Staatsverfassungen möglichen Volks- und Nationalkultur sind allmächtig und unermesslich!“ Indes, die Gedanken gehen über die Staaten hinweg und reden zu dem ganzen „Zeitalter“. Sie reden über ihr Zeitalter hinaus programmatisch zu der Nachwelt und weisen einen Horizont der Weltentwicklung schlechthin, der die kommende Kulturkrise des Abendlandes vorwegnimmt, weil das neue Jahrhundert den „Fortschritt“ zu organisieren strebt, ohne Erhaltung der „moralischen“ Kräfte und ohne Erneuerung der alten, auch von der neuen Zeit erforderten Segensfundamente. Mit einer Überzeugungskraft, wie sie nur ein dem Letzten verantwortliches Gewissen und die Fülle der gereiften politischen und pädagogischen Einsichten ergeben, hält Pestalozzi in diesem politischen Vermächtnis den Völkern Europas in einem Warnspiegel vor Augen: den Segen wahrer Kultur, der der Segen für

die Allgemeinheit ist, und das Verderben der Zivilisation, das schon Fichte in den „Reden an die deutsche Nation“ als vollendete Selbstsucht gebrandmarkt hatte — „Zeitalter! Vaterland! Weltteil! Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!“* — — —

Inzwischen war die alte schweizerische Eidgenossenschaft ruhmlos zusammengebrochen; sie machte der „Einen und unteilbaren helvetischen Republik“ Platz, und Pestalozzis Gesinnungsfreunde kommen an das Staatsruder. Für eine Weile läßt sich Heinrich Pestalozzi in diesen aufgeregten Zeiten aus Temperament und aus Sorge um das Vaterland in die aktive politische Betätigung hineinziehen, obwohl er nichts so haßt wie Parteileidenschaft und revolutionäre Demagogie; aber bald muß er erfahren, daß in der Schweiz die gleichen Erscheinungen sich zeigen wie zuvor in Frankreich, und die meisten der neuen Volksvertreter sich nicht entwürdigten, „die Sache der Freiheit als die Sache der Erdäpfel oder der Schweinsbraten anzusehen“. Aus seinem unbeirrbaren Gerechtigkeitsgefühl mahnt er die neuen Machthaber, wie fünf Jahre zuvor die Führer Frankreichs, zur Mäßigung und erteilt ihrer Überheblichkeit heilsame Dämpfer: „Patrioten! Wir sind jetzt Sieger, aber wahrscheinlich nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden. Lasset uns den Sieg mit Bescheidenheit brauchen und gegen die besiegte Oligarchie (Sippenherrschaft) handeln, wie wir wünschen, daß sie gegen uns gehandelt hätte, wenn wir ihrem Irrtum und ihren Ansprüchen unterlegen wären. — Ich wünsche die Aristokratie bis auf die

* Um nicht den Fluß der Darbietung zu unterbrechen, lassen wir aus dieser heute mehr denn je zeitgemäßen, sehr zu unrecht unbekannt gebliebenen Schrift in den Goldkörnern am Schluß unter den Stichworten „Vaterland“ und „Schule der Menschenbildung“ den genialen Meister selbst zu Wort kommen. Vgl. auch S. 54.

letzte Spur vertilgt, aber nur nicht auf Aristokratenweise. Diese Weise ist in Demokratenhänden die nämliche Sache wie in Aristokratenhänden, und ich sage es frei heraus, ich verachte sie hinter der dreifarbigem Fahne nicht minder, als ich sie hinter dem zweifarbigem Mantel verachtet habe. Bürger! Ich habe genug gesagt, wenn es schon für Menschen, die sich über ihre neue Auszeichnung wie Kinder über einen neuen Sonntagsrock freuen, nicht genug sein mag. Ich habe genug gesagt, wenn es schon für Menschen, die sich einbilden, das Heil des Vaterlandes sei auf seiner höchsten Höhe, weil sie jetzt in einer jeden Art von Leidenschaft weniger geniert sind als vor einem halben Jahr, nicht genug sein mag.“

Die Einsicht des helvetischen Direktoriums hob Pestalozzi aus dem „Revolutionsschwindel“ heraus und stellte ihn an den Platz, wo er hingehörte: in die Schule und die Armenanstalt. Endlich, mit 53 Jahren, erhält der weltberühmte Pädagoge den Wirkungskreis, auf den ihn der Beruf seines Herzens von jungen Jahren an hingewiesen hatte, und er erhält ihn durch die soziale und politische Revolution! Mit dieser Wiederaufnahme seines Berufs lenkt auch die Politik herzmäßig in die frühere Bahn zurück. Aber Pestalozzi rückt nun, was von Anfang an Magnetnadel seines Kompasses gewesen war und was hernach auch den Schlußpunkt seines politischen Testaments bildet, bewußt in den Mittelpunkt des politischen Denkens: die Erziehungsidee und Erziehungsaufgabe; dessen gewiß, daß die Volkserziehung zum Fundament der inneren Erneuerung des Vaterlandes gereichen werde. In diesem Sinne erklärt er: „Der Anfang und das Ende meiner Politik ist Erziehung.“

Mit der Frage der „Nationalerziehung“ hatten sich die Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft schon seit ihren Gründungstagen (1761) beschäftigt, und in

Preußen-Deutschland lenkt hernach die Schmach des Vaterlandes die Aufmerksamkeit der Besten auf den Volksunterricht; durch Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (1807/08) wird hier „eine gänzliche Erneuerung der Jugenderziehung als vorzüglichstes Mittel zur Hebung des Volkes“ verkündigt und zugleich auf Pestalozzis Leistung und auf seinen Geist als „das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit“ verwiesen. Eine Erziehung durch Lehre und Arbeit und gemeinsames Leben für die Gemeinschaft, die Gesundung von Staat und Gesellschaft und die Heranbildung tüchtiger Staatsdiener durch heimatliche Geschichte, Volks- und Landeskunde: — in der Tat ein herrlicher Gedanke! Der Gedanke zündete, und Pestalozzi stellt ihn in das Licht der Welt, wenn er den Freunden in Paris in seiner Denkschrift zuruft: „Es rettet Europa nichts und kann Europa nichts retten als hohe und einfache Kraft in seiner Nationalbildung.“ Diese Bildung ist stets vaterländisch, aber Patriotismus bedeutet in Pestalozzis Sinne und des Wortes weitester Auslegung zugleich Liebe zur ganzen Menschheit und Gewährleistung der Lebensrechte eines jeden Volkes. Vaterländische Bildung ist stets menschlich begründet und menschheitlich umfassend. Und wenn es der Inbegriff politischer Weisheit ist: „Im Volke liegt der ungehobene Reichtum der Nation verborgen“, so ist diese politische Idee für Pestalozzis Wirklichkeitssinn gebunden an und eingeschlossen in die pädagogische Erkenntnis: „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil Europa keine Rettung möglich als durch Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.“ Das Wort, mit dem er 1801 das Gedächtnis Lavaters, des allzeit getreuen Freundes, ehrte: „Gott, das Vaterland und die Menschheit ruhen in Unschuld in seinem Herzen“, gilt noch viel mehr von ihm selbst.

Ende September 1802 weilt Pestalozzi als einer der 70 Abgeordneten in Paris, um unter dem vermittelnden Vorsitz Napoleons die neue Verfassung für die Schweiz beraten zu helfen. Er tritt hier mit Leidenschaft für die gesetzliche Verankerung einer gesunden Volkserziehung in der Verfassung ein, aber sein flammendes mündliches Wort ist wie ein Schlag ins Wasser. Man erzählte sich in Paris: Napoleon fertigte den treuen Mann mit der spöttischen Bemerkung ab: „Ich beschäftige mich nicht mit dem ABC“ und verließ unverzüglich den Saal, als ob er versehentlich in eine Schulstube geraten wäre. — Heute ist die Eigennutz- und Gewaltpolitik eines Napoleon gerichtet und für immer tot, aber Pestalozzis soziale Politik und Pädagogik lebt und steht in hohen Ehren. Er selber hat sehergleich diese machtpolitische Bedeutung seiner Schöpfung erkannt, und das Preußen Steins und Bismarcks hat sein Wort zu Herzen genommen und zur Tat gemacht: „Ich wüßte einen, der mir folgte, eine Macht in Europa zu gründen, die mächtiger als Bonaparte wäre; und ich sage euch, wer es am ersten mit mir hält, dem wird die Herrschaft in Europa zufallen!“

Es war auf dem Rückweg von Basel, wo er die Begegnung mit dem Kaiser Alexander von Rußland gehabt hatte, daß er diese Worte zu den Stadtherrn von Iferten sprach, mit denen er gefahren war. Aber die Begleiter glotzten ihn an wie einen Sinnlosen.

Erzieher

„Ich wage zu sagen: In diesem einzigen Pestalozzi ist uns das Genie der Pädagogik geschenkt, das heißt ein Geist, ein Gemüt, und zwar ein deutscher Geist und ein deutsches Gemüt, das nicht auf dem Wege abstrakter Überlegungen, sondern aus ursprünglicher Tiefe, aus der Tiefe seiner Deutschheit, den Weg getroffen hat, der allein für seine Erziehungsaufgabe an sich und der Welt dem Deutschen genügen kann.“

Natorp.

Der Mensch wird zum Menschen nur durch die Entfaltung der „Gemeinschaft der Menschlichkeit“.

Das Christentum ist jene Macht, die „die Erziehung des Geschlechts von den Verirrungen im bloß Menschlichen und Sinnlichen zum Göttlichen und Ewigen erhebt“.

„Der Anfang und das Ende meiner Politik ist Erziehung“ — immer wieder sehen wir den Menschen, Christen und Bürger die Wendung zur Erziehung nehmen. Ist diese Wertung nur die Meinung eines von seiner Idee Besessenen? Oder ist es eine zeitgenössische Sondermeinung?

Wir hörten Johann Gottlieb Fichtes Aufruf zu einer Nationalerziehung als dem Mittel der Erneuerung des ganzen Volkes; wir hören ähnlich auch Friedrich Ludwig Jahn in seinem „Deutschen Volkstum“ künden: „Volkserziehung ist die wahre Geisterschaft des Volks. Ohne sie wird die bestbegründete Volksverfassung eine papierne Windfahne; ein Zauberbuch, was keiner lesen und verstehen kann, eine ausgebrannte Kerze, die der leiseste Anhauch verweht.“

Das galt damals; aber gilt es noch heute? Und gilt es für alle Zeiten des Staatsbaues und der Volkwerdung,

zur Herbeiführung der Völkerverständigung und Sicherung einer Weltfriedensordnung? Wir dürfen bei dem Bürger Pestalozzi in die Schule gehen, der in trüber Zeit — als die Hoffnung, daß nach dem Sturz Napoleons die Völker ein Reich geistiger Wiedergeburt und sittlicher Selbstzucht schaffen würden, fehlgeschlagen und auf dem Wiener Kongreß die feilschenden Vertreter der Großmächte und Kleinstaaten der Welt ein trauriges Beispiel boten — rückblickend die Bilanz des verflossenen Menschenalters zieht und prophetisch in die Zukunft schauend jene Mahnung für die Um- und Nachwelt zu Papier brachte: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes.“ Mit ergreifenden beschwörenden Worten wendet sich der 70jährige, tief hineingetaucht in die Problematik der Lage, an die Welt, nicht nur an seine schweizerischen Zeitgenossen, sondern an „die Freunde der Menschheit“ schlechthin, an alle Menschen guten Willens, denen es um eine geistige Erneuerung zu tun ist:

„Wir sind gewarnt, wie die Menschheit selten gewarnt worden ist. Tausend blutende Wunden rufen uns auf eine Weise zu, wie sie in Reihen von Jahrhunderten der Welt nie zugerufen haben: Es ist dringend, daß wir uns einmal über die Quelle der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verirrungen, aus denen die Gesamtheit des Zeitverderbens hervorgegangen, erheben und in der Veredlung unsrer Natur selber die Mittel gegen alle Leiden und alles das Elend suchen. Das ist in jedem Fall gewiß, unsre Leiden, unsre Übel sind noch nicht überstanden, unsre Wunden bluten noch und rufen es auf eine Weise, wie sie es der Menschheit Jahrhunderte nicht zugerufen haben: Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können und nicht durch Unmenschlichkeit zur Unfähigkeit des Bürger-

sinns und durch Unfähigkeit zum Bürgersinn zur Auflösung aller Staatskraft, in welcher Form es auch immer geschehe, versinken... Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil Europa keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung“

Das ist das A und O des Pestalozzischen Erziehungsdenkens und Erziehungsplanes: Rettung der Menschheit, Rettung Europas! Rettung des Vaterlandes!

Diese Erziehung erscheint individualistisch, d. h. auf das Wohl und die Veredelung des einzelnen gerichtet, aber dieser einzelne ist für Pestalozzis Denken kein Robinson, sondern an das Ganze gebunden und aus dem Ganzen abgelöst. So dient die Erziehung doch dem Wohl der Gemeinschaft, und auf die Vorbereitung des Gemeinschaftslebens haben es sowohl alle Einzelmaßnahmen der Menschenbildung, wie die mannigfachen erziehenden Einflüsse der Umwelt abgesehen: das häusliche Leben, die Schule, die Kirche, das Sitten- und Brauchtum, Gesetzgebung und Lebenshaltung.

Zu einer Zeit, da kaum noch eine soziale Frage in den Gesichtskreis der Menschen getreten war, schaut Pestalozzis Seherblick die Zusammenhänge von Erziehung und sozialem Leben, ja, er wertet letzten Endes die soziale Frage als eine Bildungsfrage. Wenn ihn in seiner Jugend der „Emil“ Rousseaus, der Roman vom Zögling und seinem Hofmeister, schwärmerisch begeistert hatte, so nennt er ihn im Alter ein „unpraktisches Traumbuch der Erziehung“ und stellt ihm aus seinen Lebenserfahrungen und Einsichten in „Lienhard und Gertrud“ schon zeitig den ersten sozialen Erziehungsroman entgegen. Rousseaus Zögling wird aus aller sozialen Bezogenheit gelöst und dem bezahlten Hofmeister zur Erziehung überwiesen — das ist natur-

widrig und weltfremd; Pestalozzi baut seine Zöglinge in die Wirklichkeitswelt hinein und schafft den Aufbau durch die Mutter, die aus Bluts- und Seelentiefen um Mann und Kinder kämpft — das ist naturgegeben und lebensverbunden. Seitdem wissen wir oder sollten wenigstens wissen um die Erziehung als eine soziale Angelegenheit und um die Familie als die Brunnenstube aller Volkserziehung und -erneuerung.

Wenn heute von den Erziehern nicht nur, sondern von Staatsmännern und Rechtslehrern in aller Welt die Familie als der naturgegebene und naturgebotene Ort gepredigt wird, da die Jugend in das Mannes- und das Frauentum hineinwächst, so wird bestes Pestalozzisches Geistesgut lebendig. Die „Wohnstube“ ist ihm der Raum, aus welchem die Volksgemeinschaft erwächst, und sie gibt die „Elemente der Menschlichkeit“, das weiß er in seinem Volksbuch in anschaulichen Bildern vorzugestalten und als „Vater der Waisen“ in Stanz ergreifend darzuleben.

Mehr aber und anderes kann und soll auch die öffentliche Erziehung nicht geben. Sie hat nur das fortzusetzen, was die häusliche Erziehung begann, und sie soll es vor allem in dem gleichen Geiste tun. Gelingt das, so wird die Schule nicht eine „künstliche Verschrumpfanstalt des menschlichen Geschlechts“, sondern ein beziehungsvoller Punkt im sozialen Gefüge, und sie erfüllt nicht bloß ihr Teilziel an einer Altersperiode, sondern sie dient zugleich der Hebung der Volkswohlfahrt und dem größeren Ganzen. Weil ihn „des Volkes jammerte“, darum greift der Pädagoge des Herzens in die Wirtschaft, in die Politik, in die Rechtspflege und Gesetzgebung hinein, und was ihn da bewegt, bestimmt, beunruhigt oder beglückt, das ist das volkserzieherische Element.

Der damalige soziale Zustand erscheint dem Hell-sichtigen „wie ein großes Haus, dessen oberstes Stock-

werk zwar in hoher vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist. In dem mittleren wohnen dann schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen können. Im dritten unten wohnt eine zahllose Menschenherde, die auf Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oberen das gleiche Recht hat; aber sie wird nicht nur im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man macht ihnen durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum Hinaufgucken in das obere Stockwerk untauglich.“

Dies „Haus des Unrechts“ vermag ihn leidenschaftlich zu erregen: „Mißbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz!“ (vgl. S. 20). Und in seiner pädagogischen Besessenheit — die ein Rousseau ach! so sehr vermissen ließ — kriecht Heinrich Pestalozzi buchstäblich und „handwerksmäßig in ein Schuljoch hinein“, erzieht er wirkliche Kinder, den Hans und die Grete, für das wirkliche Leben, und begründet er die wirkliche Volksschule.

Ich will Schulmeister werden!“ das ist der Hochgesang des 53jährigen. Und vor die Ärmsten stellt er sich hin, Waisenkinder, die mit Krätze und Grind und Ungeziefer behaftet sind, die ans Betteln und Lügen gewöhnt waren, die vom Elend niedergedrückt und verschüchtert sind oder sich anmaßend und anspruchsvoll von den übrigen absondern, weil sie einmal bessere Tage gesehen haben. Sie lehrt er das ABC, aus ihren verkümmerten Seelen holt er das Reden, das Rechnen, das Gestalten und legt vor allem den Grund einer sittlichen Gesinnung in ihnen. Und indem er in jenen vier glücklichen Monaten zu Stanz — länger währte die Seligkeit nicht — die Gemeinschaft von Lehrer und Kindern in froher Freiheit verwirklicht, erhebt er die Volksschule aus einer Ar-

men- zur Menschenschule und gibt ihr eine Seele, einen lebendigen Odem, einen Glanz. Immer wieder sind es die Ärmsten, zu denen es ihn hinzieht, damals auf dem Neuhof, als die 29jährige Anna Schultheß zu ihm gesagt hatte: „Ich will die verwirrten Wege mit dir gehen“, und hernach am Abend seines Lebens, als der Reinertrag aus der Gesamtausgabe seiner Werke ihm die Mittel zur Errichtung einer Armenanstalt in Clindy liefert.

Manchem seiner Zeitgenossen und Freunde mag diese stets erneute Hinwendung zur Armenschule wie eine Schrulle des Genies erschienen sein. Aber gerade hier liegt der zündende Funke seines Lebens, der den Literaten zum Tatmenschen macht und den Fortschritt der geistigen Kultur bringt über das hochmütige Aufklärungsdenken hinaus: Auch die Ärmsten brauchen eine geordnete Erziehung, weil sie Menschenkinder sind, weil sie einen Wesensteil des Volkes ausmachen, und weil sie Gottes Ebenbild an sich tragen. Und gerade die Ärmsten brauchen sie, weil diese Erziehungspflege ihnen am wenigsten zuwächst, weil hier die Wohnstube oft schon versagt, und weil im Sumpf des Elends kein Mensch Mensch wird. Das ist des Schulmeisters Pestalozzis unendliches Verdienst, daß er die Volksschule aus dem rohen Nutzsinn herausgeführt und sie emporgehoben hat zu ihrer sittlichen Idee, zu ihrer menschlichen Sendung und zu ihrem ewigen Sinn: nun scheiden sich in der echten deutschen Volksschule, wenn sie Pestalozzis Denken treu bleibt, drei Mächte, denen alles angehört, was Menschenantlitz trägt, und die in Reinheit in Pestalozzis Herzen ruhen: Gott, Vaterland und Menschheit.

Wie er für die Ärmsten unter den Armen gedacht, gesorgt, geliebt und gestrebt hat, davon gibt er in dem „Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz“, den er gleich nach dem Einbruch der Kriegs-

wirren in seine stillen Klosterräume schrieb (1799), sich selber Rechenschaft und uns ein unschätzbares Bild. In dieser warmherzigen, fruchtbarste Keime bergenden Schrift und dem dahinter strahlenden Helden-tum steht er vor uns als der seelische Schöpfer der öffentlichen allgemeinen Volkserziehung.

Wie hat es damals den Schulgedanken befruchtet und vertieft — und ist doch hernach wieder vergessen worden bis in unsre Tage hinein —, daß der Mensch ein Ganzes ist und darum sittlich, geistig und körperlich erzogen sein will. Nie wieder, außer in der unmittelbaren Gegenwart, ist jener intellektualistische Menschenbegriff so leidenschaftlich bekämpft worden, der das Leben verfälscht und nur „Verstandesbestien“ ohne Gemüt und Gewissen erzeugt! Wie empfand Pestalozzi die Vereinzelnung der Schulfächer als Oberflächenhaftigkeit und ihre Loslösung von dem Boden des Allgemein-Menschlichen als Ergebnis eines „wissenschaftlichen Wirrwarrs“! Wie hat er als ein Stück zeitlosen Seins das Erziehungsideal gepredigt: „Erst bist du Kind, Mensch, hernach Lehrling deines Berufs“ und hat damit dem seelenlosen Zweckmäßigkeit-denken gewehrt, das den Menschen „zum Werkzeug seines Brotverdienstes herabsetzt!“ Wie weiß er aber auch vom Wert des Berufes für Leben und Volk und Staat mit einer Weisheit zu handeln, die es verhütet, daß an Stelle der leidvollen Kluft von „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ im damaligen Deutschland sich neue Schranken des Verständnisses auftun zwischen dem Facharbeiter des Kopfes und dem der Hand, zwischen Schuster, Techniker und Gelehrten! Erinnern wir uns nur nochmals des Stockwerkgleichnisses, das das Recht des Menschen auf Freiheit und Menschlichkeit zur Grundlage hat und auf dieser Grundlage der Bildung aller zur Menschenweisheit und Herzenskraft die Zusammengehörigkeit der verschiedenen

Schularten und die Einheitlichkeit des Bildungsganges in der Richtung von unten nach oben fordert.

Beschämend ist auch, daß trotz Pestalozzi die Schule des 19. Jahrhunderts zur „Anstalt“ für den bloßen „Unterricht“ geworden ist und daß die gar zu eng gefaßte Bezeichnung „Lehrer“ die Aufgabe der Erziehung und der Menschenbildung nicht mehr in sich schloß. Da mochte beim ersten Schulgang ihres Knaben eine Mutter wohl besorgt fragen, wie es Niklaus Bolt in seinem „Pestalozzi“ schildert: „Es ist kein Geringes, ein sorgsam behütetes Kind in die Hände fremder Menschen zu geben. Gott schenkt uns das Kind als ein Ganzes: Herz, Geist und Leib. Wird es in der Schule ein Ganzes bleiben?“ Aber Pestalozzi will ja grade dem Kinde die „Lebenspforte“ bauen, er will den Übergang vom Elternhaus zur Schule statt zum „Schwertschlag durch des Kindes Hals“ zum naturgemäßen Stufenfortgang der Entwicklung machen und die Schule selbst zur Wegfortsetzung der Familie. Er führt die Kinder aus Liebe in Liebe und macht auch die helfende Liebe des Jungvolks untereinander zum Stützpunkt der Schwächeren und zum Wachstumsmittel der Stärkeren. Und er führt rechtschaffene Arbeitsmethoden ein, die die Kinder aus dem Lirilariwesen der Worte herausholen und an die Welt der Dinge binden, in die Lebensnotwendigkeiten hineinstellen: „Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Tagelöhnerin spinnt, aber ihre Seelen tagelöhnern nicht“ — das Helfersystem, die Arbeitsschule, der Gesamtunterricht, alle diese Fragen neuzeitlicher Schulpraxis finden schon in Pestalozzis Waisenhaussschule eine Antwort. Und die Antwort ergeht aus der Liebe.

Aber die Liebe kennt auch Zorn, und zornig wirft er an der Schwelle des neuen Jahrhunderts seinen Zeitgenossen vor, daß sie „vor dem bloßen Gedanken einer Erneuerung der Erziehung“ zurückschrecken, und

schildt die Schule seiner Zeit einen „Mord“. Fast wie ein Gebet oder ein Gelübde mutet es an, wenn er am Schluß der Vorrede zu seinem Sprachlehrbuch „Der natürliche Schulmeister“ schreibt: „Ich will und ruhe nicht, bis ich es Narren und Schurken (!) unmöglich gemacht habe, nach ihrem Belieben mit der armen Jugend länger als Lehrer in Verhältnis zu treten und in niederen Schulen Schulmeister zu bleiben. Nicht, daß ich's schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge. Jesus Christus ist der Einzige Lehrer.“

Seine Seele erfüllt der Traum, Schulmeister zu sein, in dem erhabenen und umfassenden Sinn des Erziehers und „Vaters“. Schon der „sittliche Unterricht“, den er in seiner Armenanstalt auf dem Neuhof erteilte, war „nicht Unterricht des Lehrers, sondern teilnehmender Unterricht des Hausvaters“ gewesen. Und nun lebt er in Stanz dieses Schulmeistertum unvergleichlich vor. „Meine Hand“, so schreibt er in dem Brief aus Stanz, „lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Tränen flossen mit den ihren, und mein Lächeln begleitete das ihre. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich bei ihnen. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bette mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so...“

Und die Hoffnung des mütterlich Betreuenden und väterlich Bestimmenden, daß sein Herz den Zustand dieser Kinder ändern werde, trog nicht: „Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unsrer Berge schmolz, kannte man meine Kinder nicht mehr.“

Dies Wunder der Menschwerdung wirkte seine Liebe,

der er alles opfert: gesichertes Dasein und Familienglück, Ansehen und äußere Stellung, jegliche Behaglichkeit und Anmut des Lebens. Diese Liebe umgibt ihn mit einem Glanz, der aufgeht aus dem, was niemand nirgendwo lernen kann, sie ist der Herzschlag seines Lebens und der Abglanz der Liebe Gottes. „Wenn ich mein Werk ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich... Und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe, sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut.“

Diese Himmelsgabe aber findet ihre Heimstatt auf Erden in der Wohnstube und in deren Pulsschlag, dem Mutterherzen. Unüberbietbar ist der „bildende“ Einfluß der Muttererziehung; alles andre, was Schule und Beruf tun, ist dem abgelauscht, was die echte Mutter von Natur an dem Kinde tut. Ihre Liebe ist nicht bloß sinnlicher Instinkt, sondern mit dem Blute zugleich und in ihm tiefste seelische Bindung. Diese „Mutterliebe und Muttertreue“ ist die zentrale Kraft des Hauslebens; sie weckt in dem Kinde das Heilige, was ihm als der Keim eines höheren Lebens in die Welt mitgegeben ist, sie versetzt des Kindes Lebenshunger in einen ständigen Schwung und Tätigkeitsdrang, sie belebt jeden, auch den kleinsten Vorgang des Tages. Jeder Bissen Brot, den das Kind isst, wird, wenn die Hand der liebenden Mutter ihn reicht, dem Kinde für seine Bildung zur Liebe und Tätigkeit etwas ganz andres, als wenn es diesen Bissen auf der Straße findet oder von fremder Hand empfängt. Der Strumpf, den die Hand der Mutter vor den Augen des Kindes gestrickt hat, trägt für das Kind ganz andere Gefühlswerte an sich und wird ihm ein ganz anderer Antrieb des Dankes und des Arbeitseifers als ein Strumpf, den es auf dem Markte kauft oder sonst anzieht, ohne zu wissen, woher er in seine Hand gelangt.

Die Mutterkraft durchglüht alles, was der Tag und das Kindesleben in die Wohnstube bringen; so wird das Mutterleben das, was mit der Fülle seiner Wahrheit und seiner inneren Höhe als Reiz und Antrieb in des Kindes Wesen übergeht.

Mag diese Sittlichkeit des Kindes zunächst biologisch bedingt sein, um des Wertes der Mutter willen, der das Dasein am mütterlichen Busen sicher und geborgen macht — bald strömt eine Werthhaftigkeit ganz anderen Inhalts mit gotthafter Mächtigkeit in sein Dasein. Unübertrefflich schön schildert Pestalozzi das Entkeimen des Gottesgedankens im Kinde unter der Hut und Seelenpflege der Mutter: Es kommt in des Kindes Lebensentfaltung eine Zeit, da „macht die entkeimende Selbstkraft des Kindes die Hand der Mutter verlassen; es fängt an, sich selbst zu fühlen, und es entfaltet sich in seiner Brust ein stilles Ahnen: ich bedarf der Mutter nicht mehr. Diese liest den keimenden Gedanken in seinen Augen, sie drückt ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt ihm mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind, es ist ein Gott, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst; es ist ein Gott, der dich in seine Arme nimmt, wenn ich dich nicht mehr zu schützen vermag; es ist ein Gott, der dir Glück und Freuden bereitet, wenn ich dir nicht mehr Glück und Freuden zu bereiten vermag. Dann wallet im Busen des Kindes ein unaussprechliches Etwas, es wallet im Busen des Kindes ein heiliges Wesen, es wallet im Busen des Kindes eine Glaubensneigung, die es über sich selbst erhebt; es freut sich des Namens seines Gottes, sobald die Mutter ihn spricht.“ — Und nun zeigt ihm die Mutter, in der Sorge, daß mit der Lösung von ihr das Kind sich nicht an die Welt verliere und auch ihr ganz verloren gehe, Gott in der Natur in ihm selber. „Sie hat es an ihrem Busen den Namen Gottes

lallen gelehrt, jetzt zeigt sie ihm den Allliebenden in der aufgehenden Sonne, im wallenden Bach, in den Fasern des Baumes, im Glanze der Blume, in den Tropfen des Taues; sie zeigt ihm den Allgegenwärtigen in seinem Selbst, im Lichte seiner Augen, in der Biogsamkeit seiner Gelenke, in den Tönen seines Mundes. In allem, allem zeigt sie ihm Gott, und die Freude über Gottes Welt verwebt sich in ihm mit der Freude über Gott; es umfaßt Gott, die Welt und die Mutter mit einem und demselben Gefühl. Das zerrissene Band ist wieder geknüpft; es liebt jetzt die Mutter mehr, als es sie liebte, da es noch an ihrer Brust lag. Es steht jetzt eine Stufe höher: durch eben diese Welt, durch welche es verwildert worden wäre, wenn es sie nicht an der Hand der Mutter erkannt hätte, wird es jetzt höher gehoben.“

Das ist ein Erleben auf Grund der inneren Anschauung, und diese Anschauung des Herzens führt das Kind weiter ein in das Leben als die „Ordnung Gottes“, als eine Sache der Wirklichkeit. „Das Leben bildet“, es bildet durch das beispielhafte Tun des Vaters, durch das lebendige Vorleben der Mutter. Wie verfahren rechte Eltern aus der Gemeinschaft des Lebens untereinander und mit ihrem Kinde? „Sie üben den Gehorsam des Kindes, ohne von ihm zu reden; sie erweichen sein Herz, ohne zu sagen: sei mitleidig; sie machen es arbeitsam, ohne zu sagen: die Arbeit gibt Brot; sie machen es die Eltern lieben, ohne viel zu sagen: du sollst oder du muß.“ Indem das Kind die Anschauung vom Recht tun und Gutsein von den Eltern übermittelt bekommt, wird dieser Eindruck zum Antrieb der eigenen Lebenshaltung und selbstverständlicher Pflichterfüllung. Man muß in der Erziehung viel mehr zeigen als reden, viel mehr handeln und vor-machen als vor- oder hinterher Worte machen. Das gilt auch von der religiösen Erziehung, für

die das Leben Gelegenheiten genug bietet: „Es ist umsonst, daß du dem Armen sagst: Es ist ein Gott, und dem Waislein: Du hast einen Vater im Himmel. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehst, daß es ist, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen.“

„Das Leben bildet“, dieser Fundamentalgrundsatz Pestalozzischer Erziehungslehre und naturgemäßer Erziehungsweisheit fügt das erzieherische Wirken in den Wechselstrom zwischen Leben und Kind ein. Und weil die Wohnstube des Kindes Leben ist, und weil in ihr zugleich das bunte, wogende Leben der Welt sich fängt, darum wird das Hausleben zu dem Naturboden aller reinen und echten Menschenbildung, von dem vielfältig, vielgestaltig und unabsichtlich die Urkraft der Erziehung ausstrahlt:

Die Wohnstube bildet durch die äußere und innere Anschauung vom Tun und Leben der Eltern, sie bildet durch eine Art Gesamtunterricht, sie bildet vornehmlich durch die Anschauung des Herzens, die jedes Wort der Mutter gleichsam aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehen läßt. Die Wohnstube erzieht, indem sie mit der unabsichtlichen Harmonie ihres Lebens die Kinder in die feste Ordnung des Alltags und den stillen Gang der menschlichen Pflichterfüllung einfügt. Die Wohnstube entfaltet in dem Wechsel von Erleben und Tun die Kräfte der Kinder zur Selbstkraft und zu allseitigem, freiem Gebrauch. Sie erhebt auch die handwerkliche Arbeit über die „Abrichtung“ hinaus in das Licht der Leistung und die Lust der Vollebigkeit. Die Wohnstube bildet endlich — und das ist nicht die letzte ihrer Seelenkräfte —

in die Gemeinschaft hinein und bildet das Gemeinschaftsleben vor, weil ja die Familie selber eine Gemeinschaft von Gleich- und Unter- und Übergeordneten ist.

Die Kinderstube soll es dem Menschen tief in die Seele legen, „daß er nicht um seiner selbst willen in der Welt sei, und daß er sich selbst nur durch die Vollendung seiner Brüder vollende.“ Lernt er das hier nicht, sagt Pestalozzi, so lernt er es nirgends. Denn die Menschenliebe keimt nicht „im wilden Boden des herumlaufenden Lebens; sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, so wie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Treibhaus erfordert. Ist sie aber da erstarkt, so versetze sie in allen Boden, wo du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter und Mutter, als Bruder und Schwester recht und brav ist, so kommst du mit ihm, wohin du willst: er wird dir allenthalben brav und gut sein.“

Das sind herrliche Worte und hohe Gedanken. Aber das letzte Geheimnis der Wohnstubenkraft ist damit noch nicht erschlossen: es ist die Mutter, die in ihr regiert, sie ist die geborene Erzieherin und Bildnerin ihrer Kinder, „wie ewig kein Mensch Lehrer sein kann“. So wie die zum „Zeitweib“ verdorbene, den „Scheingenießungen verderblichen Tands“ erliegende Frau den Keim zu allem Verderben in des Kindes Seele legt, so wird die Vollmutter aus dem hohen Heilsgefühl eines sich ständig hingebenden Lebens in Muttertreue und Mutterfreude das Fundament der sittlichen Bildung im Kinde legen. Sie wird aus dem Wechselstrom tiefen Lebens und Liebens zwischen Mutter und Kind stets das Ganze seines Wesens umfassen und darum auch eine Stimme ihres Herzens vernehmen, die spricht: „Meine Kinder sind für die Ewigkeit geboren und gerade mir anvertraut, auf daß ich sie dazu erziehe, Kin-

der Gottes zu sein.“ So erhebt die mütterliche Frau ihre Wohnstube zum Heiligtum Gottes und verdient ob Mann und Kindern den Himmel.

Verstehen wir nun den tiefen Sinn und die treibende Kraft jenes programmatischen Pestalozziwortes: „Ich will die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen“? Der ersten Menschenbildung legt Pestalozzi entscheidende Bedeutung bei, die Führung des Kleinkindes ist ihm das wichtigste Stück aller Erziehung, und dem allseitig bildenden, unmittelbar formenden und seelisch beschwingenden Einfluß der Mutter läßt sich nichts vergleichen. Was bringen darüber hinaus die Erkenntnisse der jüngsten Tiefen- und Kinderseelenforschung mit ihrem Ergebnis, daß die ersten sechs Lebensjahre ausschlaggebend sind für die Erziehung des Kindes? Was hier wissenschaftlich erarbeitet ist, das hat mit untrüglicher Sicherheit Pestalozzi „gefühlte“ und das hat sein Lebenssinn praktisch ausgemünzt. Denn ihm ist es höchster Lebenswunsch und sein eigentliches Anliegen, die Mütter zur richtigen Erfüllung ihres Erzieherberufes zu erziehen und sie instanzzusetzen, die ersten Schulmeister ihrer Kinder zu sein. Es hat seinen guten Grund und ist gleichsam ein Widerschein seines Programmwortes, wenn der Meister seinem pädagogischen Hauptwerk den Titel gab: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“

Pestalozzis Bildungsziel ist individuell, aber nicht individualistisch. Es ist sozial und kollektiv, aber nicht kollektivistisch. Der Schwerpunkt der Erziehung liegt im einzelnen, aber der einzelne ist nur innerhalb der Gemeinschaft denkbar und darum gliedhaft, in der Bindung erziehbar. „Das Erziehen der Menschen ist nichts anderes als das Ausfeilen eines einzelnen Gliedes an der großen Kette, durch welche die ganze Menschheit unter sich verbunden ein Ganzes ausmacht“, sagt Pestalozzi in einem schönen Wort.

Auf das Gemeinschaftsleben übertragen: Der Mensch muß in seinem Innern erhoben werden, wenn das Volk nach außen emporsteigen und nach innen gesund sein soll. Darum setzt Pestalozzi den Hebel in dem Wohnstubenheiligtum an und weiß von seiner Segensfülle nüchtern, warm und gläubig zu reden. Es liegt vielleicht ein wenig Selbstkritik seines ersten Lebensabschnittes darin, wenn er später schreibt: „Wir träumen uns Bilder von der Menschheit, die wir nicht kennen, und geben indessen auf den Buben nicht Achtung, den du Hans heißest, und der Bub wird nichts nutz, weil wir, umnebelt von den Träumen der Menschheit, den Hans vergessen, in welchem der Mensch, den wir erziehen wollten, aufgewachsen. — Wahre Menschen-sorge ist individuell (d. h. sie geht in das Wirkliche ein und ergreift das Nahe und Nächste). Götter mögen die Welt besorgen; der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge, und das Christentum ist Heiligung dieser Individualsorge, indem es den einzelnen als einzelnen, ohne alles Begleit und ohne Zugabe in die Arme seines Vaters hinführt und dem Herzen seines Erlösers näherbringt.“

Hat je jemand so warm und eindringend von der Seel-sorge gesprochen? In der unmittelbaren, praktisch-päd-agogischen Strebigkeit gipfelt das Erziehertum des Mannes, der sich mit prophetischer Sicherheit zur Hilfe an der leidenden Menschheit berufen weiß. Aber diese Sorge um die Seelen der Kinder und der Mütter — auch des Muttergeistes — ist zugleich Sorge um den Gemeingeist und die Auferweckung und Auferstehung des Ganzen: „In das Heiligtum der Wohnstube muß die Erziehung wieder gelegt werden, wenn sie Nationalsache werden soll.“ Die „Halbmütter“ sind schuld daran, daß die große Zeit des Aufbruchs der Nation nach dem Sturz des Korsen so bald einem Niedergang des Volksgeistes das Feld geräumt hat.

So bleibt die Wohnstube das Tat- und Kraftzentrum eines Dienstes, der aus der Enge in die Weite geht, sie ist die eigentliche „Muttererde der Sittlichkeit.“ Es ist kühn, aber nicht zu kühn geredet, wenn Pestalozzi in der Geburtstagsrede von 1818 die Wohnstube mit der Heilandskrippe vergleicht, denn hinter seiner Schau steht dem Seher auch ein Heiligtum: „Wahrlich, wahrlich wie die Krippe, in der der arme Heiland lag, also erschien mir die Wohnstube des Volkes als die Krippe, in der uns das Göttliche, das Heilige, das in der Menschheit sich entfaltet, keimen, aufwachsen und zur Reifung gedeihen soll. Was für den Vogel das Nest ist, in dem er dem Ei entschlüpft und aufwächst und sowohl das Streben als die Ruhe seines ganzen Lebens vereinigt, so ist die Wohnstube dem Volk der Mittelpunkt, in dem und durch den sich alle Kräfte seines Lebens bewegen und wieder darin ruhen. Nimm dem Vogel sein Nest, verdirb ihm sein Nest, so hast du ihm sein Leben verdorben; laß dem Volk seine Wohnstube im Verderben, so lässest du ihm sein Leben im Verderben. Ist seine Wohnstube im Verderben, so ist es nicht mehr Volk: es ist Gesindel, und zwar, menschlicherweise davon zu reden, unheilbares, unrettbares Gesindel.“

Das ist das Erziehungstestament eines Mächtigen an eine Zeitwelt, die sich als schwersten Fehler den „Wohnstubenraub“ hatte zuschulden kommen lassen. Dieses Testament aber ist zeitlos und inhaltsschwer, denn Pestalozzis Idealismus ist durch das Wissen um die Abgründe der Wirklichkeit über alles Utopische hinausgehoben. Er wandelt sich, indem das Aufstreben zur Höhe mit dem Wissen um die Tiefe sich paart, in einem unerbittlichen Realismus, der durch die Konventionen der Zeiten mit unabringbarer Wahrheit hindurchgeht und sich als ewige Aufgabe („Idee“ der Elementarbildung) der gesamten Menschheit fühlt.

Am Ziel?

Ach, Erziehung ist eine ewige Aufgabe. Wann wird je der Gedanke „Erziehung“ so umfänglich und tief erfaßt, so lebensnah und menscheitsumfassend verwirklicht sein, daß wir sagen könnten: Am Ziel?

Pestalozzis Erziehungsdenken und Bildungsstreben bleibt eine ewige Beunruhigung für die Erzieherwelt. Denn er ist eine jener seltenen „Naturen“, die von Zeit zu Zeit in allen Kulturlagen auftreten, und die ein allerfeinstes Empfinden dafür haben, daß in der politischen, sozialen und moralischen Welt etwas aus dem gesunden Gleichgewicht geraten, etwas grundverkehrt geworden ist. Mit nachtwandlerischer Sicherheit „fühlt“ er gleichsam die „Ideen“, ihre strukturelle Verquerung und die Ansatzpunkte zur Normalisierung des aus der Ordnung Geratenen. „Sein Gedanke ist unendlich mehr und größer denn er selbst“, sagt sein Zeitgenosse Johann Gottlieb Fichte von ihm (1807), „wie denn jedes wahrhaft genialen Gedankens Verhältnis zu seinem Urheber dasselbe ist. Nicht er hat diesen Gedanken gedacht oder gemacht, sondern in ihm hat die ewige Vernunft ihn gedacht, und der Gedanke hat gemacht und wird fortmachen den Mann.“

Darum bedeutet Pestalozzis Name, mehr noch sein Lebensdienst ein ewiges Gewissen für alle Erziehung. „Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch selber gereift, so setzet es zu dem, was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu, und werfet wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg, der, schon abgetan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. — Er ist wahrscheinlich noch nicht abgetan und bedarf einer ernstern Prüfung ganz sicher, und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen!“

So lautet das Vermächtnis des in die Ewigkeit Gehenden in seinem „Schwanengesang“, dem als Lebensbekenntnis und für die Lebensdeutung etwa die gleiche Bedeutung zukommt wie Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Es ist der Appell des 80jährigen an die Freunde der Menschheit und der Erziehung, und mit diesem Anliegen seines Gewissens eröffnet und beschließt er das letzte rückschauende und Rechnung gebende Werk des pädagogischen Wollens und Wirkens. Aber schon ein Vierteljahrhundert zuvor hat er, auf der Höhe des Schaffens und im Glanz des Ruhms stehend, in seiner „Gertrud“ geschrieben: „Ich wollte und will die Erlernung der Anfangspunkte aller Künste und Wissenschaften dem Volke allgemein erleichtern und der verlassenen, der Verwilderung preisgegebenen Kraft der Armen und Schwachen im Lande die Zugänge der Kunst, welche die Zugänge der Menschlichkeit sind, eröffnen, und — wenn ich kann — den Verhack anzünden, der Europas niedere Bürger in Rücksicht auf Selbstkraft weit hinter die Barbaren von Süden und Norden zurücksetzt.“

Diese Aussicht erhebt seine Seele zu lichter Prophezeiung: „Möge dieser Verhack hinter meinem Grabe in lichterloher Flamme brennen! Jetzt weiß ich wohl, daß ich bloß eine schwache Kohle in feuchtes, nasses Stroh lege, aber ich sehe einen Wind — und er ist nicht mehr ferne — er wird die Kohle anblasen, das nasse Stroh um mich her wird allmählich trocknen, dann warm werden, dann sich entzünden, und dann brennen. Ja —, so naß es jetzt um mich ist, es wird brennen, es wird brennen!“

Pestalozzi — der Mann und das Werk — ist ein Weg und ein Ziel, genauer: der Weg zu einem Ziel, und das Ziel liegt jenseits aller Kulturkritik und Sozialpolitik, die seine Lebensarbeit ausmachten, in „einem Höheren, Ewigen“. Diesem Letzten der hintergründigen Lebens-

zusammenhänge nachzugehen, war nicht Aufgabe dieses Bändchens, an Hinweisen hat es nicht gefehlt. Aber wenn in dem Lebensanliegen Pestalozzis das Kulturproblem unmißverständlich auf das Religionsproblem hinausweist, so ist das bei dem Einklang von Wesen und Werk dieses Mannes nur der theoretische Ausdruck dafür, daß er selber im wahrsten Sinne ein homo religiosus, ein religiöser Charakter ist und daß von diesem „centro“ aus erst sein Ringen um „die Idee der Elementarbildung“, d. i. die gottgewollte Emporbildung der Menschennatur zur Menschenweisheit und Herzenskraft, zutiefst zu verstehen ist.

Es ist ein Wort voll Schlichtheit und Tiefe, das mit seinem „ohne Gott“ in alle Lebensbezirke des genialen Menschen übergreift und allüberall die „Meister“schaft sichert:

„Ohne Gottes Hilfe kann keiner Schulmeister sein!“

Aus der Werkstatt Pestalozzis

Goldene Pestalozzi-Worte

Das häusliche Leben (Die Mutter).

Leser, ich möchte dir ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe und ihr stilles Tun dir unvergeßlich bleibe. Es ist viel, was ich sagen will, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: So gehet die Sonne Gottes von Morgen bis Abend ihre Bahn; dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Leser —, es ist viel, was ich sage, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

Vaterland

Vaterland! Was du immer bist, das bist du durch die seit Jahrhunderten von deinen Vätern begründete und lange, lange auf Kindeskindern herunter erhaltene heilige Kraft deiner gesegneten Wohnstube. Vaterland! Du bist das, was du bist, nicht durch die Gnade deiner Könige, nicht durch die Gewalt deiner Gewaltigen, nicht durch die Weisheit deiner Weisen, du bist es durch deine Wohnstube, du bist es durch die in der Weisheit deines Volkes erhabene Kraft deines Hauslebens. Vaterland! Heilige wieder dieses alte Fundament des Segens deiner Wohnstube! Ihr allein dankst du noch heute den Mut deiner für leibliche und geistige Freiheit kämpfenden und siegen-

den Väter, ihr allein den stillen innern Frieden, der dich Jahrhunderte segnete, ihr allein den hohen Grad deines allgemeinen Haussegens und die fast allgemeine Umwandlung deiner dürresten Anger in blühende Triften. Ihr allein dankst du den Grad der Geistes- und Kunstbildung, der in verschiedenen Epochen deiner Geschichte so viele deiner Städte und Gegenden vor so vielen Städten und Gegenden großer Reiche auszeichnete.

Die Schule der Menschenbildung

Unser Geschlecht bildet sich wesentlich nur von Angesicht zu Angesicht, nur von Herz zu Herz menschlich. Es bildet sich wesentlich nur in engen, kleinen, sich allmählich in Anmut und Liebe, in Sicherheit und Treu ausdehnenden Kreisen also. Die Bildung zur Menschlichkeit, die Menschenbildung und all ihre Mittel sind in ihrem Ursprung und ihrem Wesen ewig die Sache des Individuums und solcher Einrichtungen, die sich eng und nahe an dasselbe, an sein Herz und seinen Geist, anschließen. Sie sind ewig nie die Sache der Menschenhaufen. Sie sind ewig nie die Sache der Zivilisation...

Es mag der öffentlichen Einrichtungen und Maßregeln halber, die um der Masse und des Volkshaufens und seiner Bedürfnisse als solcher willen gemacht werden, auch in dem Mehrteil unsrer Staaten stehen, wie es will — so sind in jedem derselben dennoch tausend und tausend Individua vorhanden, die unser Zeitverderben in seiner Wurzel erkennen und... im Hochgefühl ihrer Pflicht und ihrer Kraft darnach streben, dem Zivilisationsverderben in allen seinen Zweigen entgegen zu arbeiten. Diese Menschen haben nur eine Erweckungsstunde, nur einen höheren, einen sie erweckenden, reinen, sie vereinigenden Mittelpunkt notwendig. Gott gebe, daß sie ihn bald finden!

Aber ob er auch nicht da ist, ob seine Stunde noch nicht gekommen, der Menschenfreund muß diesen ersten Trost für die Wiederherstellung eines edleren Menschenlebens sich nicht rauben lassen, er muß ihn im Gegenteil im Glauben ergreifen und festhalten, und wenn er tief überzeugt ist, daß unser Zeitpunkt mehr als kein anderer der Hilfe eines solchen Mittelpunktes der zu belebenden Menschlichkeit des Zeitalters bedarf, so muß er im Gefühl dieses Bedürfnisses in seinem Innersten mit dem Wort unsrer Väter: „Wenn die Not am größten, so ist Gottes Hilfe am nächsten“ sich dahin erheben, in seiner Lage alles zu tun, was ihm möglich. Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Pfade richtig!

Sinn der Arbeit

Die Arbeit soll dem Menschen helfen, das Leben zurecht zu machen und nicht es verderben, sie soll den Menschen stark und brav, aber nicht hart und roh, sie soll ihn bedächtlich und sorgfältig, aber nicht eigennützig und einseitig, sie soll ordentlich und aufmerksam, und nicht zerstreut und unordentlich machen, sie soll das Herz leiten wie Brot schaffen, sie soll den Annehmlichkeiten der Erde ihren Reiz, den Notwendigkeiten des Lebens ihre Befriedigung und dem Todette des Menschen seine Kraft geben. Arbeit ist ohne menschenbildenden Zweck nicht Menschenbestimmung.

Langsam selber auf eigne Erfahrung kommen ist besser, als schnell Wahrheiten, die andre Leute einsehen, durchs Auswendiglernen ins Gedächtnis zu bringen.

Gottesglaube

Glaube an Gott, Quelle alles reinen Vater- und Brudersinnes der Menschheit, Quelle aller Gerechtigkeit.

Die Quelle aller Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruhet auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und der Weltweisheit ruht auf diesem Grunde des Glaubens der Menschheit an Gott.

Liebe zu Gott und dem Nächsten

Die Liebe bestehet nicht in Einbildungen und Worten, sondern in der Kraft des Menschen, die Last der Erden zu tragen, ihr Elend zu mindern und ihren Jammer zu heben. Der Gott der Liebe hat die Liebe an die Ordnung der Erde gebunden, und wer für das, was er in der Welt sein soll, nicht in der Ordnung ist, der ist auch für die Liebe Gottes und des Nächsten in der Welt nicht in Ordnung. Wer immer nicht ist, was er sein soll, nicht kann, was seine Pflicht ist, und zu dem nicht taugt, was ihm obliegt, dem mangelt die erste Kraft der reinen Liebe Gottes und des Nächsten.

Das hohe Lied der Liebe

Dein Gott und dein Erlöser, o Mensch, will dich durch Überwindung deiner Leidenschaften zur echten Weisheit des Lebens und durch die Weisheit des Lebens zum wahren Dienst des Unsichtbaren emporheben.

Aber wenn du auch zuunterst an den Stufen des Tempels der Weisheit stehest, o Mensch, so höre es dennoch:

Für Menschen ist die Liebe der einzige wahre Gottesdienst: aus ihr allein quillt der wahre Glaube der Menschen.

Sie allein führt den Menschen zum Leben. Wo sie nicht ist, da ist Tod und Verderben auf Erden.

Des Menschen beste Kräfte ersterben, wenn er seinen Bruder nicht liebt, und er liebt seinen Bruder nicht, wenn er Gottes nicht achtet.

Darum erkenne, o Mensch: Gottesvergessenheit ist die Quelle des Todes und der Entkräftung des Menschen.

Wenn du Gott vergissest, vergissest du deiner selber, denn die Liebe Gottes ist dein Leben, o Sterblicher, sie ist das Band der Kräfte deines Kopfes und deines Herzens, und die Auflösung dieses heiligen Bandes deiner Kräfte ist die Quelle ihrer Zerrüttung, und ihre Zerrüttung gebiert die Sünde, die dich tötet, o Mensch! Darum hüte der Quelle deines Lebens und des Bandes deiner edelsten Kräfte und liebe Gott!

Der Mensch auf dem Thron hat wie der Mensch in der Strohütte Gottes nötig, und auf Thronen und in strohernnen Hütten wird das Kind der Erde, das Gottes vergißt, zum verlorenen, verworfenen Geschöpf der Erde.

Es wird sich selber zur Last, er wird sich selber zerstören, — unter allem, was atmet auf Erden, wird kein Geschöpf sich selber zur Last. Nur der Mensch, der Gottes vergißt, nur er wird sich selber zur Last, nur er zerstört sich selber.

Aber wer Gott fürchtet, hat alles auf Erden, weil er alles hofft im Himmel.

Der Segen des Lebens ist dein Teil, o Mensch, wenn du Gott fürchtest, und in der Stunde des Todes siehest du Himmel und Erde für dich geschaffen.

Wenn du die Erde verlässest, so hast du ihrer satt, und deine Kinder sind, sie nach dir zu genießen, gebildet; du aber gehest ruhig und heiter ins Tal der Schatten, du kennest Gott und trauest auf deine Tugend, die du durch Gottes Erkenntnis erhalten...

Der Glaube der Menschen an Gott verliert, sobald sie viel von ihm reden. Und was will doch der Sterbliche von Gott reden, was will er von ihm sagen als: Er ist gut, er ist Vater, und Dank und Dank?

Daß doch die Erde ihre Stimme vereinigte und nur sagte:

Er ist gut —

Er ist Vater

Und Dank und Dank!

Und dann schwieg und anbetete und glaubte und hoffte er auf seine ewige Güte und auf Licht jenseits des Grabes.

Wir empfehlen unsere nachstehend genannten
Verlagswerke:

DORA RAPPARD

Sprich Du zu mir

Kurze Betrachtungen über biblische Texte
für alle Tage des Jahres

7. Auflage / 392 Seiten / Halbkor DM 7,50

„Ganz kurz, ganz praktisch, immer anfassend, meist mit einer kleinen Geschichte oder einem treffenden Wort geschmückt, sind diese Betrachtungen immer ein Hinweis auf die Quelle des Lebens, auf den, der das Wort ist. Er spricht wirklich in diesen Andachten zum Leser.

Die Worte, die den Betrachtungen zugrunde liegen, stehen in innerem Zusammenhang zueinander, so daß eine Betrachtung die andere nicht verwischt, sondern dieselbe vielmehr erweitert und vertieft. Ich habe mich an den warmen praktischen Betrachtungen herzlich gefreut und wünschte, daß noch viele durch den Gebrauch dieses Buches gesegnet werden möchten.“

(Pastor E. Modersohn.)

Von der gleichen Verfasserin erschien im 31.—35. Tausend:

Frohes Alter

Alten und Jungen zur Freude und zum Nutzen

158 Seiten auf Offsetpapier / Leinen DM 5,40

„Eine silberne Schale voll goldener Früchte, ein goldener Becher voll köstlicher Weisheit, geschöpft aus dem Born ewiger Wahrheit. Wer diese Früchte ißt und diesen Wein trinkt, dessen Herz wird bewahrt bleiben vor der gräßlichen Krankheit: in Griesgram alt zu werden. Wir möchten der Verfasserin zart und doch fest die Hand drücken und ihr sagen: Du sprichst vom Altwerden wie der Blinde von den Farben, denn du bist ja nur aus der unbewußt frohen Kindheit in die bewußte Seligkeit des Kindseins geschritten.“

(Basler Nachrichten.)

EMMY VEIEL-RAPPARD

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat

66.—71. Tsd. / 308 Seiten / Halbkor DM 7,—
Leinen DM 7,50

An Hand von größeren und kleineren Erlebnissen mit reizvoll eingeflochtenen Einzelzügen wird uns zunächst Dora Rappards inneres Werden vor Augen geführt. Nach dem feierlichen, von der großen inneren Erfahrung ihres Lebens berichtenden Kapitel „Es ist vollbracht“ und der lieblichen, glaubensstärkenden Verlobungsgeschichte wird sie uns dann als Gattin und Mutter, seelsorgerliche Anstaltsvorsteherin, Evangelistin und Vereinspflegerin und nicht zuletzt als geistliche Dichterin und Schriftstellerin in ihrer so persönlichen Eigenart vor Augen geführt. Die vielen hinterlassenen Briefe, Erinnerungen und Tagebücher Dora Rappards ermöglichten es ihrer Tochter, die Mutter gerade an den bedeutsamen Lebensabschnitten selber reden zu lassen, wodurch dieses Buch besonders kostbar wird. Immer wieder steht man staunend still vor der Kraft dieser geheiligten Persönlichkeit, vor den Leistungen dieser edlen Frau, vor ihrer Tiefe und Innerlichkeit, vor ihrer echten Mütterlichkeit. Man möchte alle Männer bitten: Geht an diesem Buche nicht vorüber, schenkt es euren Frauen und Töchtern, aber lest es auch selbst!

ADA VON KRUSENSTJERNA

geb. Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn

Im Kreuz hoffe und siege ich

Lebenserinnerungen

6. Auflage / 243 Seiten / Halbkor DM 6,50

„Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge im Glanz des alten Rußland, im Dienst der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt.“

(Lic. Th. Brandt, Bad Salzungen.)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen. „Evang. Allianzblatt“.

Nun sind sie wieder da, die schon früher so beliebten, äußerlich schmucken und inhaltlich wertvollen Bändchen der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ (früher: „Menschen, die den Ruf vernommen“) . . . Wir sollten uns in unseren Tagen mehr denn je der Männer und Frauen entsinnen, die als wahrhafte Zeugen des gegenwärtigen Gottes ihren Lebensweg gingen. Welche Kraft und welcher Segen von Persönlichkeiten ausgeht, die ununterbrochen in direkter lebendiger Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus stehen, davon legen diese Lebensbeschreibungen ein beredtes Zeugnis ab. Es ist etwas Köstliches, diese Büchlein zu lesen . . . ich wünschte sie in jedes Haus, insbesondere aber in jede christliche Familie.

„Die Jugendhilfe“.

Diese Bändchen sind hübsche und bewährte Geschenkbüchlein, deren Wollen damit gekennzeichnet ist, hier „Heilige im biblischen Sinn, welche durch die Gnade frei und froh geworden sind“, vor die Augen des Lesers zu stellen, „deren Leben ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst ist und die zum Segen ihrer Mitmenschen werden“. *In diesen Büchlein stecken Schätze für die Geschichte christlicher Frömmigkeit und Erkenntnis.*

„Für Arbeit und Besinnung“.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

- Bd. 1 **Bodelschwingh**, Ein Lebensbild für unsere Zeit.
Von Pastor Ernst Senf. (14.—23. Tsd.) 80 S.
- Bd. 2 **Pastor Wilhelm Busch**, Ein fröhlicher Christ.
Von Pastor Wilhelm Busch (21.—30. Tsd.) 76 S.
- Bd. 3 **Johann Christoph Blumhardt**
Von Dr. Alo Münch (11.—20. Tsd.) 96 S.
- Bd. 4 **Carl Hilty**, Ein Freund Gottes.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 115 S.
- Bd. 5 **Samuel Keller**, Gottes Werk und Werkzeug.
Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S.
- Bd. 6 **Was ich mit Jesus erlebte**
Von Marg. Wurmb v. Zink (22.—31. Tsd.) 80 S.
- Bd. 7/8 **Matthias Claudius**, Der Wandsbeker Bote.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 115 S.
- Bd. 9/10 **Mathilda Wrede**, Die Freundin der Gefangenen
und Armen. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S.
- Bd. 11 **Heinrich Jung-Stilling**, Wanderer an Gottes Hand.
Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- Bd. 12/13 **Paul Gerhardt**, Der Sänger der evangelischen
Christenheit. Von Dr. Friedrich Seebaß. 112 S.
- Bd. 14 **Johann Sebastian Bach**, Der Thomaskantor.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 72 S.
- Bd. 15 **Schwester Eva von Thiele-Winckler**, Die Mutter der
Vereinsamten. Von Alfred Roth. 80 S.
- Bd. 16/17 **D. Otto Funcke**, Ein echter Mensch, ein ganzer Christ.
Von Pastor Arno Pagel. 112 S.
- Bd. 18/19 **Toyohiko Kagawa**, Der Samurai Jesu Christi.
Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- Bd. 20 **Curt von Knobelsdorff**, Der Herold des Blauen Kreuz.
Von Pastor Ernst Bunke. 80 S.
- Bd. 21 **Henriette Freiin von Seckendorff-Gutend**, Eine Mut-
ter der Kranken und Schwermütigen. Von Heinrich
Petri. 80 S.
- Bd. 22/23 **Jakob Gerhard Engels**, Von der Macht eines wahren
Jüngers Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 104 S.
- Bd. 24 **Elias Schrenk**, Der Bahnbrecher der Evangelisation
in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S.
- Bd. 25/26 **Markus Hauser**, Ein Hoffnungsleben. Von Albert
Jung-Hauser. 96 S.
- Bd. 27/28 **Ludwig Richter**, Künstler und Christ. Sein Leben,
Wirken und Glauben. Von Dr. Fr. Seebaß. 104 S.
- Bd. 29/30 **Ludwig Hofacker**, Gottes Kraft in einem Schwachen.
Von A. Pagel. 104 S.
- Bd. 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**.
Drei Frauen im Dienst Jesu. Von A. Pagel. 96 S.
- Bd. 33/34 **Johann Friedrich Oberlin**, Der Patriarch des Steintals.
Von C. H. Kurz. 96 S.
- Bd. 35/36 **Franziskus von Assisi**, Der Herold des großen Kö-
nigs. Von C. H. Kurz. 96 S.
- Bd. 37 **C. H. Spurgeon**, Prediger von Gottes Gnade.
Von E. Bunke. 80 S.
- Bd. 38 **D. Walter Michaelis**, Nachlese aus fünfzigjährigem
Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S.
- Bd. 39 **Johann Heinrich Pestalozzi**, Mensch, Christ, Bürger,
Erzieher. Von D. Otto Eberhard. 88 S.
-
-